920.02
N224
BOOK 920.02.N224 c.1
NAUMANN # GESTALTEN UND GESTALTER
3 9153 00211091 6

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
Boston Library Consortium Member Libraries

http://www.archive.org/details/gestaltenundgest00naum

DD
217.
.N22
1919

Gestalten und Gestalter

Lebensgeschichtliche Bilder

von

Friedrich Naumann

Herausgegeben von Theodor Heuß

Berlin und Leipzig 1919
Vereinigung wissenschaftlicher Verleger
Walter de Gruyter & Co.
vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung / J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung / Georg Reimer / Karl J. Trübner / Veit & Comp.

920.02
N224

Vorbemerkung

Als Naumann vor etwa zehn Jahren begann, zerstreute Aufsätze zu kleinen Bändchen zu vereinigen, „Form und Farbe", „Sonnenfahrten", machte ich ihm den Vorschlag, auch die Würdigungen einzelner Persönlichkeiten zu einem Buche zusammenzustellen. Er war dem Plan nicht abgeneigt, und mit seiner Zustimmung besorgte ich die Vorarbeit des Sammelns; das Ergebnis zeigte, daß der durchgeprüfte Stoff nach seinem Umfang noch nicht reichte. Material und Gedanke blieben liegen.

Nun, nach seinem Tode, war der Wunsch selbstverständlich, seinem literarischen Lebenswerk, wo immer es über versunkene Tagesfragen hinwegreichte, die Gestalt zu geben, die es weiter wirken läßt, Aufsätze und Reden aus der Vergessenheit einer schnellen Zeit zu erretten, und zum andern, die geistige und sittliche Erscheinung Naumanns, sein Künstlertum und seine seelische Haltung, als Einheit dem Bewußtsein der Späteren zu sichern.

Eben diesem Zweck will das vorliegende Bändchen dienen, das nur die Arbeit dort aufnehmen mußte, wo sie ehedem schloß; die Jahre hatten genügenden Zuwachs gebracht. Von vielerlei Menschen, aus allerhand Himmelsgegenden des Geistes und der Seele, ist hier die Rede; man wird manche Abschnitte als wertvolle und lehrreiche Anmerkungen zur Zeit- und Geistesgeschichte anerkennen. Aber nicht in objektiven Feststellungen liegt der Sinn dieser Sammlung, sondern durchaus in ihrem subjektiven Reiz. Man mag diese Charakteristiken werten als interessante Aussagen über Männer, deren Arbeit Naumann nahe gestanden hatte oder deren geschichtliche Bedeutung ihn zum Versuch nachgestaltender Rechenschaft lockte;

aber sie enthalten alle Aussagen über Naumann selbst, den historischen Kopf wie den empfindsamen Menschen, und dieses vor allem und in erster Linie macht sie uns wertvoll und wichtig.

Gewiß ist die Aufgabe der Bildniskunst, daß der Maler Aussehen, Seele, Artung des Darzustellenden mit möglichster Vollkommenheit wiedergebe. Aber eine Porträtgalerie wird nicht nach dem Rang und Namen derer gewertet, die vom Künstler gemalt wurden, sondern nach dem Rang und Namen eben des Künstlers. Rembrandt und Tizian mögen uns neugierig machen, wer denn der Mann, die Frau gewesen, von deren Seele ihre unerschrockene und sichere Hand den Schleier hebt; aber zunächst erzählen uns Pinselstriche, Farbflecke, Lichtspiele und Linienzeichen von dem, der sie auf die Leinwand brachte — wir treten nicht vor Jan Six, sondern vor Rembrandt.

In solchem Sinn also, Beiträge zum Charakterbilde Naumanns, sollen diese Charakterbilder aus seiner Feder genommen werden. Dann wird man auch die Auswahl verstehen, die neben Würdigungen von Bismarck und Napoleon, von Rousseau und Schiller die Nachrufe auf Männer von vergleichsweise viel geringeren Maßen rückt. Wir wollen sie nicht missen, weil die Lage des Tons und die Einkleidung der literarischen Erfindung nun eben ein Stück Naumannscher Menschennatur darstellen, das nicht fehlen darf. Um eine Auswahl handelt es sich; der begrenzte Umfang des Buches war gegeben.

Bei der Darbietung der einzelnen Aufsätze ist auf erklärende Philologie so ziemlich ganz verzichtet, um ihre Frische nicht zu beschweren. Jahreszahlen mögen genügen. Der Leser merkt selber bald genug, um was es sich handelt: um einen Gedächtnistag, um einen Nachruf, um eine Buchbesprechung, die zur selbständigen Betrachtung ausgebaut wurde. Wenn dieser oder jener Aufsatz seine besondere Färbung von der Zeit erhält, in der er geschrieben wurde, dann spürt man, daß Naumann nicht Historiker war und sein wollte, sondern Politiker, Publizist, der, indem er etwa das Lebenswerk von Bennigsen oder Wilhelm Liebknecht würdigte, auch die Lage

überdachte, in der ihr Abscheiden die Partei hinterließ, der sie gedient hatten. Daß eine persönliche Charakteristik bei der auf Willensbildung und erzieherische Gegenwärtigkeit abzielenden Schreibart Naumanns sich oft genug mit politischen Auseinandersetzungen verband, deren Hintergrund heute völlig verdunkelt ist, machte in manchen Fällen die Wahl schwierig oder zwang zum Verzicht. Das gilt vor allem für Bülow und Wilhelm II, mit denen Naumann sich recht häufig beschäftigt hat, aber bei Anlässen, zu denen uns heute die Leichtigkeit des Zutritts fehlt. Wir wählten darum statt zerstreuter Einzelbemerkungen die phantasievolle Paraphrase über das Drama ‚Kaiser und Kanzler', die Naumann als Nachwort zu der Novemberaussprache von 1908 niederschrieb.

Man wird, um die Fülle der Naumannschen Menschenerfassung ganz zu besitzen, auch nach dem Buch „Form und Farbe" greifen müssen, das die Aufsätze über Lenbach, Steinhausen, Liebermann, das vor allem die hinreißende Würdigung Rembrandts enthält. Der vorliegende Band sagt wenig über Kunst und Künstler; die Abhandlung über Richard Wagner geht nicht von ästhetischen, sondern von Vordersätzen der Weltanschauung aus und ist in ihrem Rationalismus aufschlußreicher über den zur eigenen Klärung vordringenden Naumann als über das Werk von Bayreuth. Ihren Stempel erhält diese Sammlung wesentlich durch die politischen Bildnisse; neben ihnen stehen einige religiöse Charaktere und Männer der Geistesgeschichte, nicht eben viele, aber doch hinreichend, um von der menschlichen Weite und der Bildung Naumanns eine starke Vorstellung zu geben.

Was uns nun aber dies wehmütige Geschäft des Suchens und Ordnens zu einer beglückenden Arbeit machte, war die immer erneute Freude an dem Reichtum und der sprachlichen Ausdruckskraft gerade dieser Aufsätze. Sie waren uns alle vertraut und zeigten doch stets ihr frisches Gesicht. Welche Musik der Erfindung in dem Wechsel der Tempi! Wucht und Zartheit, behaglicher Scherz und frommes Pathos, Bil-

dungen von letzter, formelhafter Kraft und lustiges Geranke, lehrhafte vorsichtige Sachlichkeit, die nicht auf Seelendeutung, sondern auf historisches Urteil zielt, neben Sätzen, die aus den geschichtlich geronnenen Leistungen mit ein paar kleinen Worten das Dynamische, die treibende Kraft einer Persönlichkeit herausheben.

Manche Betrachter des Naumannschen Werkes meinen, daß er zuviel von Marx gelernt habe und, mehr als ihm selber bewußt geworden, ein Nachfolger der materialistischen Geschichtsauffassung geworden sei. Denn seine großen Werke handeln von Zahlen und Massen und versuchen, die Wirrnis des geschichtlichen Geschehens in monumentalen Vereinfachungen auszudrücken. Diese Kritiker haben Naumanns geschichtsphilosophische Abgrenzungen beim Lesen überschlagen und übersehen den lehrhaft gedachten Weg seiner Methode. Das neue Buch mag wohl in manchem zur Änderung eines solchen Urteils beitragen.

Es erzählt von Menschen; in besonderem Sinn aber ist es unter Naumanns Büchern vielleicht das „menschlichste". So stark und unverwischbar aus jeder seiner Arbeiten die unvergleichliche, einmalige Prägung seines Wesens spricht, das Persönliche tritt hinter der Leidenschaft zum Sachlichen zurück. Hier nun wird nicht von Sachen gehandelt, sondern von Menschen. Indem Naumann ihnen ins Auge blickt und mit ihnen redet, leuchtet der Adel seines eigenen Wesens: die starke Ehrfurcht vor Größe und heroischer Leistung, die auch fremder Welt gerecht wird, der warme Sinn für bürgerliche Tüchtigkeit, die liebenswürdige Laune, die gerne und mit Anmut dankbar ist.

Berlin-Friedenau, November 1919

Theodor Heuß

Friedrich Naumann: Gestalten und Gestalter

		Seite
Deutsche Staatsmänner		
Bismarck	Hilfe 1915, 12	1
Hohenlohe	„ 1906, 42	11
Bülow und Wilhelm II.	„ 1908, 48	18
Delbrück	„ 1916, 20	25
Bethmann Hollweg	„ 1919, 26	32
Politiker und Parlamentarier		
Bennigsen	Zeit 1902, 46	41
Richter	Hilfe 1906, 11	46
Traeger	„ 1912, 14	50
Mommsen	„ 1903, 45	54
Schrader	„ 1913, 20	57
Barth	„ 1909, 24	59
Sohm	„ 1917, 21	63
Hallgarten	Frankfurter Zeitung 1905, 113	67
Liebknecht	Lotse 1900	71
Singer	Hilfe 1911, 6	85
Bebel	„ 1913, 34	88
Religiöse Charakterköpfe		
Franz von Assisi	Hilfe 1895, 17	96
Wichern	Evangelisch-Sozial 1908, 2	99
Stöcker	Hilfe 1909, 8	106
Booth	„ 1912, 35	115
Geistesgeschichte		
Rousseau	Hilfe 1912, 26	122
Herder	„ 1912, 36	127
Schiller	„ 1905, 18	134
Wagner	Zeit 1902, 48	138
Lagarde	Hilfe 1912, 49	150
Napoleon		
Napoleon I, II, III	Hilfe 1905, 47, 48, 49	152
Die geistige Überwindung Napoleons	Hilfe 1913, 41	171
Die Bedeutung der Leipziger Schlacht	„ 1913, 42	176

Deutsche Staatsmänner

Bismarck

Wer war Bismarck? Ein Mensch und ein Übermensch, eine Zeiterscheinung und ein Überzeitlicher, ein Handhaber der kleinen Mittel und ein Erdenker der großen Ziele. Schon ging er hinüber in die Ahnengalerie der Größten, ward zur Legende und zum Denkmal, da — erheben sich fünf Millionen Soldaten, um das mit ihrem Blute zu verteidigen, was unter seinen Händen entstand. Wir Älteren, die wir ihn, als wir jung waren, in Kraft und Ruhm vor uns sahen, lassen heute sein Bild in uns neu lebendig werden, und die jüngere Generation, die nur seine Ausklänge und Nachklänge miterlebte, merkt jetzt mitten im Krieg auf, um vom Staatsmann der Deutschen zu hören, vom stärksten politischen Menschen unseres Volkes.

Ob es in vergangenen Zeiten verborgene und unentdeckte Bismarcks unter den Deutschen gegeben hat, läßt sich nicht glattweg sagen oder verneinen. Es werden stets und immer wieder Talente an der falschen Stelle geboren, Pflanzen, die den rechten Standort nicht fanden oder zertreten werden, ehe sie wachsen können. Aber viele solche verborgene politische Talente haben wir sicher nicht gehabt; man würde sonst doch von ihnen etwas gemerkt haben. Unser Volk steigt nur langsam zur Staatstüchtigkeit, verliert auch in seinen Oberschichten nur mühsam die Untertänigkeit und fürchtet sich fast vor [illegible] Gewalt

des staatsschaffenden Willens. Es bietet vorzügliches Material zum Bau, aber selten nur findet sich in ihm ein Künstler, der aus unserem Volksstoffe etwas Großes zu machen weiß. Wir haben in vergangenen Jahrhunderten einige gute und hellleuchtende Fürsten gehabt, wie Friedrich II. von Preußen, die nicht nur ihre Krone trugen, sondern Staatsgestalter wurden, aber wie wenige unter den unzähligen deutschen Souveränen waren mehr als Zufallserscheinungen! Und wie wenige unter den Ministern dieser vielen waren mehr als ausführende Hände! Es war sicherlich im vielgestaltigen vorbismarckischen Deutschland mancherlei Platz für politische Begabung, aber sie war nicht da. Rund herum um Friedrich II. blieb es leer. Einsam ragt als wahrhaftiger politischer Kopf und Prophet der Freiherr vom Stein über ein Volk, das sich erst von Napoleon schieben läßt und dann vom Zaren. Zwar Redner, Dichter, Kritiker, Vereinshäupter fanden sich nach den Freiheitskriegen zahllos, aber einmal nur erstand unter und über ihnen ein Bismarck, wie wenn der Erzengel Michael in die Schlacht der sterblichen Menschen eingriff.

Ob Bismarck immer ein angenehmer und bequemer Zeitgenosse gewesen ist, darauf kommt es nicht an. Er bezauberte die, die mit ihm gingen, obwohl er selber für die Menge seiner Helfer und Werkzeuge nur wenig Zeit und Herz übrig hatte; er stieß andere zurück, überrumpelte sie, überlistete sie, war voll heimlichen und offenen Spottes und schlug wie ein Bär, wenn er einmal politisch zuschlagen wollte. Er war nicht der Normalmensch der Erziehungslehre, keine ausgeglättete moralische Seele, vielmehr ein brodelnder Kessel, ein Mensch voll Blitz, Donner und auch halbdüsterer Melancholie, ein Mann, der halbe Nächte hassend, grollend in seinem Bett lag, der sich vor Fürsten beugte, um sie für sich spielen zu lassen, ein Unheimlicher und im Grunde Unerkennbarer. Rastlos wird die Maschine seines Lebens vorwärts getrieben. Von welcher Kraft, oder vielmehr von welchen Kräften? Ihn nur aus einem einzelnen elementaren Gedanken heraus schulgerecht zu ent-

wickeln, ist ganz unmöglich. Alle großen Zeitgedanken griff er auf, die alten und die neuen. Er baute mit allen Stilarten, und doch wurde es immer sein Stil. Dieser Bismarckstil ist nicht napoleonisch geradlinig, nicht verzopft wie Metternichs Werke, nicht so leichter Barock, wie Beust ihn bauen wollte, er besitzt Wucht mit Schnörkeln, Zweckmäßigkeit mit Romantik. Man kann es mit Worten nicht kurzerhand beschreiben, wer aber von der Reichsverfassung an die Bismarckischen Schöpfungen untersucht, findet überall dieselbe Menschlichkeit in ihnen wieder, einen Mann, der keine kleinen Formen mag, aber doch viel Altes stehen läßt, das zwar stört, jedoch zum geschichtlichen Erbe gehört. Er war konservativ im Untergrund und konstruierend im Oberbewußtsein; ein Erfinder einfachster Grundgedanken, aber kein Prinzipienmensch, naturhaft, veränderlich, selbst launisch, dabei unerschöpflich in Einfällen, Wendungen, Biegungen. So hat er einen unglaublichen Einfluß auf sein Zeitalter gehabt. Er konnte die Menschen vor sich hertreiben, dahin und dorthin. Jedesmal entwickelte er dabei die obersten Gründe. So war er Monarchist und Demokrat, Preuße und Deutscher, Freihändler und Schutzzöllner, Kapitalist und Staatssozialist. Alles das war er, immer zu seiner Zeit, ehrlich. Darum haben ihn aber auch alle gelegentlich für untreu gehalten, denn jeder wollte ihn gern dauernd bei sich anbinden. Er aber nahm, was er fand, zerbrach, was ihn störte und benutzte alle Grundsätze, die es gab.

Um was aber zu tun, machte er das alles so?

Die einfachste und leichteste Antwort auf die Frage nach dem Arbeitsziele Bismarcks ist es, wenn man sagt, er habe das gewollt, was durch ihn geworden ist. So erscheint er im Elementarunterricht. In Wirklichkeit ist diese Frage sehr schwierig zu beantworten und führt in die tiefsten Seelenprobleme hinein. Was wollte der Bismarck von 1855? Was der von 1865? Was der von 1875? Indem er wuchs, änderte er sich. Und immer wollte er wachsen, zunächst er selbst! Er brauchte Raum in der Welt für seine gewaltige Kraft.

Stets klagend über zu viele Belastung, verbreiterte er doch stets den Umkreis seiner Pflichten. Das geht in kleineren Verhältnissen oft auch anderen Menschen so, da er aber von Anfang an an wichtiger und sichtbarer Stelle stand, so wurden seine Wendungen Programm, und mit ihm wuchs die preußische Frage zur deutschen, die deutsche zur europäischen. Um dieses persönliche Wachsen in seiner weltgeschichtlichen Erscheinung zu erfassen, ist es nicht unnütz, sich rein theoretisch den Fall zu denken, daß dasselbe große Talent zur gleichen Zeit nicht in Preußen, sondern in Österreich oder Bayern entstanden wäre. Auch an diesen Plätzen würde ein Bismarck die Weltgeschichte beeinflußt haben, aber anders. Er würde auch da sein Leben ausgeweitet haben, indem er anderer Leben in sich einsog und anderer Willen an den seinen band, aber das Programm wäre ein anderes gewesen. Vielleicht würde er dann den Beustschen Triasgedanken (Österreich—Preußen—Mittelstaaten), nur kräftiger als Beust, vertreten haben. Weil er aber eben Preuße war, so wuchs sein preußisch-deutscher Gedanke mit ihm. Er dachte Europa von Preußen aus. Das etwa ist sein Arbeitsziel. Wie sich das im einzelnen vollzog und verwirklichte, war für ihn selber nicht weniger ein Gegenstand der Neugier und Erwartung, als für seine lauschende oder drohende Mitwelt. In diesem Sinne war er fromm, indem er der göttlichen Vorsehung zutraute, daß sie ihm das Material Europas in geordneter Reihenfolge zuschieben werde. Sein menschliches Einzel-Ich verfloß zeitweilig so mit dem großen historischen Gesamt-Ich, daß er gleichsam im Weltenrate Gottes saß und der Schiedsrichter zwischen Ost- und Westeuropa werden konnte.

Worüber aber grollte und klagte eigentlich nach 1890 der alte Bismarck? Man wird bei genügender Vorsicht aus seinen Klagen einigermaßen erkennen, in welcher Hinsicht ihm selbst sein Lebenswerk nicht vollkommen schien. Er klagt über seine eigne Entlassung, obwohl sie nach dem Wortlaut des von ihm geschaffenen Rechtes formell nicht beanstandet werden konnte,

weil es ihm nie in den Sinn gekommen war, diese Rechtsformen auf sich selbst anzuwenden. Er war in seinem innersten Gefühl ein Herr der Verfassung und nicht ein Untertan des Staatsrechts. Daß die von ihm wunderbar emporgehobene preußische Monarchie auch ihm gegenüber monarchisch auftreten konnte, war ein Stoß ins Tiefste seiner Seele. Der Übermensch wurde vom König zum Menschen herabgeleitet. Es sind keineswegs nur die Formen der Dienstentlassung, die ihn kränkten, sondern die Tatsache selbst erschien ihm als Eingriff in die Geschichte, denn er war zur nationalen und europäischen Notwendigkeit geworden. Wer kleinlich ist, wird das Überhebung nennen, aber mit Unrecht, denn der große Erschaffer eines vorher nicht gewesenen Großstaates kann gar nicht bescheiden denken, wie etwa der Gründer einer mittleren Aktiengesellschaft. Sein Lebenswerk war sein eigenes Wachstum. Er konnte gar nicht über sich hinaus sein Werk ohne sich selbst denken. Dann aber beklagte er sich über die Kündigung der sogenannten russischen Rückversicherung. Diese Rückversicherung war ganz und gar sein Stil, ein fabelhafter Beweis seiner Fähigkeit und Weitsichtigkeit, aber zu schwierig für geradlinigere und einfachere Seelen. Ein Caprivi, so fein und edel er als Charakter war, konnte mit diesem Bismarckischen Instrument nicht spielen, und Wilhelm II. war im Vergleich mit Bismarck ein Einhändiger gegenüber dem Zweihändigen. Im Rückversicherungsvertrag war Bismarck so sehr Ich-Schöpfer, daß er unpädagogisch sein Werk so verfeinert hatte, daß es nicht ein Instrument für Normalmenschen wurde, sondern seine eigene Ausstrahlung. Und was das allgemeine Reichstagswahlrecht anlangte, das er selber eingeführt und dann durch das Sozialistengesetz eingeschränkt hatte, so war es für ihn ein Mittel in seiner Hand gewesen, aber nicht ein Grundsatz. Jetzt erlebte er aber, daß aus dem Mittel ein Prinzip gemacht wurde, daß das Bewegliche unbeweglich ward, und er wünschte sich noch einmal sein verlorenes Amt, um selber noch diesen Teil seines Werkes auszuschalten,

um auch die Bundesfürsten noch strenger unter Preußen zu binden, um die Herrschaft, die er hatte, ewig zu etablieren. Erst als der junge Kaiser ihm das zurückwies, appellierte er an Bundesfürsten und Parteien gegen den Übergang seines Personalstaates zu einer unpersönlichen Institution. So persönlich hat er bis zuletzt alles aufgefaßt. Das wird von Leuten mit kalter Sachlichkeit überhaupt nicht verstanden. Seine Politik war er, er aber war nichts anderes, als eben politischer Wille. Ihm war die Politik keine Wissenschaft und keine Rechthaberei, sondern Kunst, zwingende, gewaltige, heilige Kunst. So durch und durch politisch bis in jeden Nerv war dieser Mensch, daß er der Staat wurde. Seine Tragik aber war, daß der Staat und die übrige Welt auch nach ihm weiterleben wollten.

Indem ich das schreibe, erinnere ich mich lebhaft an das Geschlecht von Menschen, das von ihm erdrückt wurde: Bennigsen, Gneist, Richter, Rickert, Schrader, Mommsen, Barth. Sie sahen in ihm eine Gewalt, wie die des Feuers, die verbrennt und heilt, gefährlich und unwiderstehlich. Sie alle wurden in ihrem Leben durch ihn gebrochen, obwohl sie Politiker waren, deren Ideen wahrhaft gut und zeitgemäß waren. Die Führer des bürgerlichen Liberalismus besaßen und bewegten viele politische Gedanken und Programme, aber sie waren nicht selber die Politik. Sie fühlten sich nicht als die Mitte Europas. Wie hätten sie das auch gekonnt und gedurft? Und die hinter ihnen stehende Schicht betrieb ihre Politik abends neben und nach dem Geschäft und Erwerb, ging nicht auf im Staat, wollte eher den Staat beschränken und vermindern. Ihnen fehlte die Fleischwerdung der deutschen Freiheit in einer einzelnen Person. Bismarck aber griff keck und rücksichtslos aus ihren Ideen heraus, was ihm paßte und ließ sie mit den Resten sitzen. Was sollen Menschen machen, wenn Herkules vorübergeht und ihnen ihre besten Pferde mitnimmt?

Auch konservativ war er, wie schon gesagt, nur im Untergrund, die Partei der Konservativen aber hat er mißhandelt

wie jede andere. Der Reihe nach waren ihm fast alle Gruppen einmal Reichsfeinde, denn er war ja das Reich. In seinen Nächten erlebte er die ganze deutsche Geschichte als der historisch Verantwortliche. Was er nicht fertigbrachte, das grämte ihn; wer es anders wollte, der störte ihn; er wußte, was kommen sollte. Ein Einzelmensch!

Sein Werk und Erbe haben wir jetzt zu verteidigen. Alle Parteien, die er der Reihe nach überwältigte, halten jetzt im blutigen Krieg einen Burgfrieden, um sein Reich zu schützen, denn sein Reich ist unser aller Reich geworden. Was er vor einem halben Jahrhundert den Deutschen aufzwang, gerade das ist uns allen ohne Unterschied jetzt hunderttausend Leben wert. Wer wollte denn eigentlich vor Bismarck gerade dieses kleindeutsche preußisch-deutsche Reich? Es gab in der Frankfurter Paulskirche die preußisch erbkaiserliche Richtung, aber im Grunde bot man dem Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. die Reichskrone nur an, weil man ihn nicht umgehen konnte. Eine tiefe prophetische Überzeugung, daß das allein der Weg der Zukunft sei, daß nur so Deutschland ein Staat werden könne, war kaum vorhanden. Einige wenige Köpfe ahnten die Richtigkeit der kleindeutschen Idee, im ganzen aber war nach 1849 diese Idee der Stein, den die Bauleute verworfen haben. Diesen Stein hat Bismarck zum Eckstein gemacht. Er hatte den Blick, was in dieser ungeformten Idee an Wirklichkeitswert steckte. Um dieser von ihm aufgegriffenen, halbverlorenen Idee willen setzte er das bisherige Preußen aufs Spiel, ein Spieler mit höchstem Einsatz, der den König gegen den Kaiser marschieren ließ, um sein Deutschland zu gewinnen. Und während er noch bei Königrätz dieses Spiel gewann, bereitete er sofort das nächste vor: die zwei verbündeten Großstaaten Mitteleuropas. In Böhmen rang er schon mit Frankreich. Den Deutschen gab er ihre Lebensform anders, als fast alle sie gewollt hatten, aber so, daß das Gewaltsame sich einbürgerte, daß das künstlich Gemachte wie natürlicher Wuchs erschien

und tatsächlich naturhaft wurde. Wenn wir heute das alte liebe Lied singen: „Deutschland, Deutschland über alles", so meinen wir Reichsdeutschen ganz ohne Zwischengedanken eben unser Bismarckisches Deutsches Reich mit allen seinen Unfertigkeiten und Herrlichkeiten. So, wie es ist, so ist es wert geworden, gegen eine Welt von Feinden verteidigt zu werden. Das ist Bismarcks allergrößter, überwältigender Erfolg. Wenn man sich denkt, daß Abgeschiedene etwas vom Verlaufe irdischen Geschehens nach ihrem Tode miterleben könnten, so muß unter den Heimgegangenen der vorigen Generation überhaupt starke Bewegung sein, am meisten und allertiefsten müßte die Seele dessen zittern, der nun erst ganz von allem Volke aufgenommen ist. Wir glauben nicht, daß Menschenstimmen ins Jenseits der Verstorbenen schallen, aber, wenn es möglich wäre, dann würden Katholiken, Protestanten, Konservative, Liberale, Sozialdemokraten, Deutsche, Österreicher, aber auch Ungarn, Tschechen, Polen und Dänen, es würden sterbende Kämpfer vom Ärmelkanal bis zur Weichsel und zu den Karpathen dem hundertjährigen Bismarck zurufen: morituri te salutant; du schufest das Mitteleuropa, für das wir unser Leben geben, in dir ist es gewesen, ehe es für uns der letzte Inhalt unseres Daseins werden konnte!

Um Mitteleuropa kämpfen wir. Das ist von Bismarck uns vorgeschrieben worden. Als er im Jahre 1879 mit dem ungarischen Grafen Andrassy zusammen den Zweibundvertrag unterzeichnete, da legte er die Grundlagen dieses Krieges und verband Mitteleuropa gegen Ost und West. Das er das, wie schon erwähnt, mit der Vorsicht tat, die keine gegnerische Zusammenballung von allen Seiten wollte entstehen lassen, war seine besondere Kunst. Schließlich aber hat er klar und unwidersprechlich den reichsdeutschen Willen geprägt, daß wir im Zweifelsfalle zu Österreich-Ungarn gehören und nicht zu Rußland. Das Bismarckische Reich kann nicht zugeben, daß die Donaumonarchie zerbrochen wird. Das ist

sein politisches Testament. Wie wir dieses Testament durchführen, ist unsere Sache.

Bismarck vollzog das fast Unglaubliche, daß er unter Zustimmung Rußlands erst Preußen, dann das preußisch-deutsche Reich, dann schließlich ganz Mitteleuropa von Rußland unabhängig machte. Aus Preußen, das im Anfang der fünfziger Jahre wie eine Art Balkanstaat vor Rußland vorgelagert war, erwuchs durch ihn der Staat, der nun der russischen Flut ihr Halt gebieten kann. Er festigte das weiche, lockere Mitteleuropa, bis es östlich und westlich harte Ränder bekam. Von der Unterwerfung von Olmütz bis zu den Hindenburgischen Siegen ist ein zusammenhängender Fortschritt der Staatsordnung der Mittelmächte. Daran haben unzählige Bekannte und Unbekannte mitgearbeitet, daran hat ein doppeltes Menschenalter geschaffen, aber er war ihr Zielsetzer. Er hat uns aufs Roß gesetzt. Reiten sollen wir nun selber.

In vielfacher Hinsicht geht das, was wir jetzt zu verteidigen haben, über die Bismarckische Zeit hinaus. Auf Grund seiner Reichsgründung erwuchs die internationale Arbeits- und Handelsverflochtenheit, die jetzt zum Krieg mit England geführt hat. Es wurden die von ihm zögernd zugelassenen Kolonien ein viel wichtigerer Staatsbestandteil, als er es vor 30 Jahren wollte. Wir übernahmen stärkere Verpflichtungen für den türkischen Staat, als er es damals tat. An vielen Punkten kann man im einzelnen die Unterschiede finden zwischen dem, was er tat, und dem, was wir, seine Erben, jetzt tun müssen. Unser innereuropäischer Nationalstaat hat begonnen, weltpolitisch, übernational, imperialistisch zu werden. Kaiser Wilhelm II. hat uns viel mehr Wasserpolitik, Seeinteressen und auch Flottenromantik gebracht, als Bismarck in seinen Tagen es zulassen wollte. Aber das alles ist doch trotz großer Veränderung das Fortleben des Körpers, dessen innerstes Wesen bismarckisch ist. *Wir gingen in manchen Dingen weiter als er, aber nicht von ihm weg.* Wir gingen über das hinaus, was er erlebt hat, fühlen aber

dabei, daß sein Schaffen nicht dort haltgemacht haben würde, wenn er nicht eben auch als begrenzter sterblicher Mensch einmal als Einzelwesen hätte aufhören müssen. Wer darum bismarckisch arbeiten will, soll nicht seine zeitgeschichtlichen Einzelhandlungen als dauernde Norm behandeln, sondern aus ihnen heraus seine Lebendigkeit, seine politische Unsterblichkeit erfassen.

Und wer sind *seine Nachfolger*?

Es ist wahrscheinlich, daß am hundertjährigen Geburtstag Bismarcks viele Vergleiche zwischen ihm und den Diplomaten und Staatsmännern unserer Tage angestellt werden, bei denen der große Tote mit seinem abgeschlossenen und fortwirkenden Lebenswerk sehr im Vorzug ist. Solche Vergleiche aber enthalten viel Ungerechtigkeit und sollen deshalb eingeschränkt werden. Was unsere jetzigen Staatsmänner leisten oder nicht leisten, wird erst nach dem Kriege offenbar sein, und man soll sie nicht mit Ansprüchen stören, die etwas Unerfüllbares enthalten. Bismarck ist das große Ideal des deutschen politischen Meisters, dem alle Gaben in die Wiege gelegt wurden. Wäre heute ein Bismarck da, so müßte er unsere Geschäfte führen. Da er aber nicht da ist, so haben wir alle die heilige Pflicht, denen treu und rückhaltlos zu helfen, die in schwerster Zeit vom Schicksal berufen sind, das als Menschen weiter zu tragen, was ein Übermensch ihren Händen übergab. Mit bloßer Kritik ist gar nichts geleistet, nichts. Arbeiten sollen wir und uns volltrinken und gesund machen an dem, der unser unverlierbarer Meister war. Auch er war nicht ohne eigene Zweifel und Irrwege, und auch ihm gelang nicht alles. Sollen nun die Nachfolger nicht das Recht haben, an dem gemessen zu werden, was sie selber zu tun vermögen? Wir verlangen von ihnen, daß sie sich mit Leib und Seele und allen ihren Kräften der ungeheuren Aufgabe hingeben, die vor ihnen liegt, und daß sie groß werden wollen, wachsen wollen, soweit es ihrer Kraft und inneren Ehrlichkeit gelingt. Wir verlangen, daß kleine, hemmende,

ängstliche Nebenpersonen durch festere Kräfte ersetzt werden, daß das Wagnis von mutigen, entschlossenen Charakteren durchgeführt wird, aber alle bloßen Rivalitäten aus Eitelkeit oder Streberei seien verbannt! Jede Zeit muß mit den Männern haushalten, die sie hat. Es darf der Erinnerungstag an Bismarck nicht zur Dämpfung der deutschen Einheitlichkeit dienen, sondern soll zur Stärkung gedeihen. Das Volk im ganzen will noch viel mehr als bisher ein politisches Volk sein. Bismarck will bei allen leben, auch bei denen, die er selbst im inneren Streite oft mißverstand und beiseite schob, und die ihm in anderen Gedanken befangen oft nicht folgen konnten. Er ist für uns kein Umstrittener mehr, sondern ein Nationalbesitz. Er ist keine Partei, sondern der erste aller Deutschen. Hand in Hand bewegt und erschüttert von der Wucht der uns umdrängenden Weltgeschichte, gereizt und erzürnt von unglaublicher Bosheit der Feinde, so nahen wir uns in diesen Tagen seiner erhabenen Gestalt, um Größe zu nehmen von seiner Größe, Kraft von seiner Kraft, Klugheit von seiner Klugheit und Zuversicht von seinem unwandelbaren Vertrauen zum deutschen Volke. 1915

Hohenlohe

Professor Dr. Curtius, der Präsident des Evangelischen Konsistoriums in Straßburg, ist mit einer schweren Verantwortung beladen. In seinen Händen lag die Auswahl der Aufzeichnungen des Fürsten Hohenlohe. Er war der Vertrauensmann des alten Fürsten geworden, ihm schenkte Prinz Alexander sein Vertrauen, er verdient solches Vertrauen, denn er besitzt ein hohes Maß allgemeiner Bildung und persönlicher Gewissenhaftigkeit. Es war nicht leicht, einen Mann zu finden, der menschlich besser zu diesem Dienst an der Zeit-

geschichte ausgerüstet gewesen wäre, aber immerhin — Professor Curtius steht völlig außerhalb des Getriebes, von dem die Aufzeichnungen des alten Fürsten voll sind, und infolgedessen hatte er kein stark entwickeltes Gefühl dafür, wie die einzelnen Stellen wirken. Und selbst wenn dieses Gefühl sich meldete, so war er der Sohn eines großen Historikers und sprach als solcher zu sich selbst: Du hast Dokumente in deinen Händen, die nicht nach dem Tageswert gewogen werden dürfen! Auf diese Weise kam er dazu, nur weniges aus den Papieren des alten Herren wegzulassen, und jedesmal, wenn er eine bedenkliche Stelle zum Druck fertig machte, war es ihm, als ob der Alte dabei sein boshaft freundliches Lächeln einstreute: was werden die Leute für Gesichter machen.

* * *

Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst gehörte seiner Natur nach noch in die Zeit vor Bismarck. Er ist 1819 geboren, war also während der Revolution von 1848 schon fast 30jährig und war bereits ein fertig gewordener Mann, als er im Jahre 1866 zum bayrischen Ministerpräsidenten aufstieg und dadurch in den Kreis eintrat, dessen Mittelpunkt von damals an Bismarck wurde. Er wurde einer der politischen Trabanten und Helfer Bismarcks, in allen großen Dingen von ihm abhängig, im Kleinen gegen ihn kritisch und als Mensch nie ganz von ihm überwunden. Die Kultur, zu der Hohenlohe gehörte, war von vornherein eine andere als die Kultur des Bismarckischen Preußentums. Zwar war auch Hohenlohe zweifellos stark beeinflußt von der nationalen Bewegung des 19. Jahrhunderts, und er war deutsch-nationaler Katholik, längst ehe Bismarck als Sachverwalter und Diktator des Nationalsinnes auftrat, aber er war doch eben süddeutsch, im Herzen immer etwas großdeutsch (im Gegensatz zu preußisch-deutsch) und bezog seine Bildungselemente in allen Perioden seines Lebens viel mehr aus Frankreich, als Bismarck es tat. Er sprach und las viel Französisch und hatte ein

inneres Wohlgefallen an der klaren Knappheit der französischen Vornehmheit. Darin berührte er sich etwas mit Wilhelm I. und Kaiserin Auguſta, die auch beide noch etwas Vorbismarckisches in ihrem Weſen hatten und behielten. Soweit Hohenlohe Kulturmensch war, hatte er keine unbegrenzte Hochachtung vor dem teutonischen Weſen ſeines Meiſters. Und dazu kam, daß er alten Adel repräſentierte, alten, ſchon etwas matt gewordenen verfeinerten Hofadel. Er war als Einzelmensch begabt und vielſeitig, aber ohne ſchöpferiſche Kraft und ſtarken Herrſchaftswillen, ein Diplomat, den man ſich auch in Wien hätte denken können. Das Diplomatiſche war ihm ein ihn perſönlich befriedigendes vornehmes Handwerk. Er trieb es als Selbſtzweck, während es für Bismarck nur Mittel zum Zweck war. In dieſer Weiſe war er der Reihe nach bayriſcher Miniſterpräſident, Reichstagsabgeordneter, deutſcher Botſchafter, Straßburger Statthalter und Reichskanzler. Immer hat er ſeinen Poſten würdig ausgefüllt, nie aber war er, wenn man von der bayriſchen Zeit abſieht, ein ſtarker Dränger und Schieber. Er hörte, ſchwieg, vermittelte, hatte Luſt auch am kleinen Klatſch und, was man früher nicht wußte: er ſchrieb auf, was er hörte!

* * *

Als Bismarck ſeine „Gedanken und Erinnerungen" verfaßte, wollte er gar keine Notizenſammlung herſtellen, ſondern ein Geſchichtsbuch perſönlichſter Art, wie es Julius Cäſar tat, als er ſein eigener Hiſtoriker wurde. Alle Fülle ſeines Lebens ſtrömte in dieſes Buch hinein. Auch Bismarck bringt gelegentlich kleine Geſchichten und auch einzelne Irrtümer, aber bei ihm iſt alles Kleine und Einzelne völlig hineingeworfen in eine Atmoſphäre weiter Gedanken. Das hätte Hohenlohe auch dann nicht leiſten können, wenn er ſelbſt am Ende ſeines amtlichen Wirkens noch Schriftſteller geworden wäre. Immerhin würde er zu den Notizen den tieferen Gedankengang hinzugefügt haben, wahrſcheinlich wür-

den auch dabei viele Notizen kleineren Inhaltes von selbst in Wegfall gekommen sein. Man stelle sich den alten Hohenlohe vor, wie er Bismarcks Buch in der Hand wiegt, um zu wissen, was er selber sich vornehmen könne! Er wußte, daß er auf seine Weise auch neben Bismarck der Welt noch etwas zu sagen hatte. Nun aber war es dazu zu spät. Der Tod kam und holte ihn ab. Was blieb da dem Herausgeber übrig, als das Material zu veröffentlichen? Es ist nicht seine Schuld, wenn das Ganze mehr an Moritz Busch erinnert als an Bismarck. Auch Bismarcks Denkwürdigkeiten müßten ein Trümmerfeld sein, wenn ihm nicht die Entlassung im Jahre 1890 die Zeit und wenn ihm nicht sein titanischer Zorn die Kraft gegeben hätte, seinem Volke die Gedanken und Erinnerungen zu schenken.

* * *

Die Zeitungen drucken lange Spalten aus den Denkwürdigkeiten des Fürsten Hohenlohe ab. Was sollen sie auch anderes tun? Es muß aber gesagt werden, daß erst der Augenschein der zwei starken Bände selbst einen wirklichen Eindruck gibt. Noch habe ich nicht alles lesen können, aber ich habe durch das Lesen der Bücher ein ganz anderes und besseres Verhältnis zu der Hohenloheschen Hinterlassenschaft bekommen als durch die Zeitungsauszüge, denn diese sind ihrer Natur nach diejenigen Stellen, die am ersten Aufsehen erregen. In diesen zwei Bänden steckt ungeheuer viel solide Lebensarbeit. Wenn der erste Sturm der Neugierde und Entrüstung vorüber gegangen sein wird, wird man erst die geduldige Art des Lesens finden, die für diese Arbeit nötig ist, und diese Bücher werden immer wieder gelesen werden. Das Personenregister am Schlusse des zweiten Bandes erleichtert es sehr, den alten guten Hohenlohe als politisches Handlexikon zu verwerten. Ich denke dabei an Namen wie Napoleon III., von der Pfordten, v. Lutz, Ludwig von Bayern, Thiers, Pius IX., Varnbüler, Roggenbach, Windthorst, Miquel, Ben-

nigsen, Lasker, v. Holstein, v. Radowitz. Jetzt im ersten Ansturm wird nur bemerkt, was er über Bismarck und die drei Kaiser zu sagen hat. Allmählich wird man merken, daß die Nachrichten über die Männer zweiten Grades wichtiger und interessanter sind, als die Nachträge zu den Biographien der Männer ersten Grades. Auch diese Nachrichten müssen mit Vorsicht genossen werden, aber wie viele Dinge erwähnt Hohenlohe, die ohne ihn überhaupt vergessen werden würden!

* * *

Wenn man das innere Verhältnis betrachtet, in welchem Bismarck zu allen seinen Mitarbeitern stand, so kann es nicht wundernehmen, daß er schließlich wenig nahe Freunde hatte. Er besaß zahllose Anhänger, Bewunderer, Diener, aber er selbst war im Grunde kein kameradschaftlicher Mensch. Das war die Kehrseite seiner Größe. Er war so sehr nur Politiker, daß ihm außer seiner Familie alle Menschen nur als Hilfsmittel für politische Ziele in Betracht kamen. Auch Hohenlohe war für Bismarck ein Hilfsmittel. Das konnte wohl nicht anders sein, aber man soll deshalb auch von Hohenlohe nicht verlangen, daß er eine absolute innere Pietät für Bismarck besitzt. Eine solche wird immer nur durch rein menschliche Eigenschaften gewonnen und nicht durch politische Überlegenheit. Die ganze Welt, aus der Hohenlohe stammte, mußte in Bismarck etwas ähnliches sehen, wie die Fürstenwelt von 1800 in Napoleon. Er war ein Eroberer von Macht, soweit etwas derartiges innerhalb eines monarchischen Staates möglich war. Heute sieht ihn der preußische Adel als seinen Herkules an, aber man vergesse nicht, daß es auch für die „Kreuzzeitung" eine Periode der „Deklaranten" gab, in der sie Bismarck abzuschütteln suchte. Etwas von solcher Deklarantenstimmung hat sich in den allerobersten Kreisen immer erhalten. Zwar Kaiser Wilhelm I. hatte sich mit Bismarck abgefunden, er litt gelegentlich unter Bismarcks Methode, ihn zu beeinflussen, aber im ganzen trug Wilhelm I. die ihm un-

sympathischen Züge, die er an Bismarck fand, weil er in Bismarck seine starke rechte Hand gefunden hatte, und weil Bismarck ihn zwar auch politisch, aber mit zarter und unausgesetzter Sorgfalt behandelte. Diese gleichmäßige Zartheit und Sorgfalt fehlte natürlich gegenüber den weniger wichtigen Personen des Hofes, des Hochadels und der oberen Diplomatie. Hier mußten dauernd „Friktionen" vorhanden sein. Diesen Zustand, den die zwei Kaiserinnen Auguste und Viktoria am stärksten empfanden, den aber auch der Großherzog von Baden als Druck fühlte, hat Hohenlohe dargestellt. Er hat damit nicht die Geschichte der Bismarckischen Zeit geschrieben, aber die Geschichte der Schatten, die zu Bismarcks Licht gehören. Bismarck ließ alle Formen der alten Herrschaftsweise bestehen, entleerte sie aber innerlich, indem er die wirkliche Herrschaft an sich zog. Welche Rolle spielte Hohenlohe als Nachfolger Arnims in Paris! Wie hilflos war er Bismarckischen Maßnahmen gegenüber in Straßburg, obwohl er dienstlich nur unter dem Kaiser stand und nicht unter dem Kanzler! In solcher Lage werden beobachtende Naturen von mehr Geist als Willenskraft leicht demütig nach außen und bitter nach innen.

* * *

Ob die Veröffentlichung der Hohenloheschen Denkwürdigkeiten einen politischen Schaden für das Deutsche Reich herbeiführt? Wenn man heute die Zeitungen liest, möchte man es glauben, aber im Grunde ist diese Meinung doch nur ein Augenblickseindruck. Es kommen dabei zwei wesentlich getrennte Gebiete in Betracht, nämlich die Wirkung der Veröffentlichungen auf das Ausland und auf die antimonarchischen Strömungen im Inland. Was nun das Ausland anlangt, so ist es ein Irrtum zu meinen, daß die Diplomaten der anderen Staaten durch diese Aufzeichnungen etwas wesentlich neues erfahren. Es wird in diesen internationalen Kreisen so viel geklatscht und geschwatzt, daß das, was Hohenlohe

aufschreibt, nur eine kleine Würzung der stets umlaufenden Berufsbosheiten bedeutet und nicht eine Änderung irgend eines Willens. Und schließlich ist es ja gerade Kaiser Wilhelm II., der sich korrekt und vertragstreu erhalten hat. Man sagt, daß es der russischen Regierung unangenehm sein müsse, ihre Geheimpolitik von 1890 enthüllt zu sehen. Was aber macht es für den armen Zaren auf der Ostsee aus, ob die Welt weiß, was damals unter ganz anderen Verhältnissen Alexander III. beabsichtigt hat? Die eingeweihten Kreise aller Diplomatien haben sicher auch dieses gewußt oder doch wenigstens für leicht möglich gehalten. Und was die Wirkung der Veröffentlichungen auf die inneren Strömungen Deutschlands betrifft, so wird auch sie sehr überschätzt. Ja, wenn wir ein Volk hätten, dessen Menge einen kindlichen und ungetrübten Glauben an die Gottähnlichkeit der Herrschenden besitzt, und in dieses vertrauensvolle Volk käme wie eine unerwartete Neuigkeit die Darstellung des Alltagsdenkens der obersten Aristokratie, dann könnten diese zwei Bände wie Entschleierung ungeahnter Tiefen wirken. Aber so ist es ja nicht. Auch der Olymp der Herrschenden ist längst der demokratischen Beleuchtung verfallen. Die Sozialdemokratie hat es immer gesagt, daß es sehr menschlich zugeht, und alle anderen Parteien haben gelegentlich das ihrige zur Zerstörung der Legende von der einheitlichen und tiefen Weisheit der Regierenden beigetragen. Mehr aber als alle anderen zusammen hat in dieser Hinsicht Bismarck getan. Er hat legitime Herrscher entthront und hat über die anderen sachlich mehr Verborgenes ans Licht gezogen als Hohenlohe, denn er stellt sie dar als Kräfte begrenzten Umfanges und als Figuren des Schachspiels, in dem er selbst der Hauptspieler war. Es gibt nichts Ungerechteres, als in dieser Hinsicht Hohenlohe zu verdammen und Bismarck in den Himmel zu heben. Und schließlich, was macht auf das Volk den tieferen Eindruck: Hohenlohes Denkwürdigkeiten oder der Umstand, daß Podbielski noch immer Minister ist? Die Menge des Volkes vergißt literarische Ent-

hüllungen viel schneller und empfindet Fleisch- und Kohlenpreise und törichte Steuern viel schärfer und lebhafter als die Bildungsschicht. Diese aber wird durch Hohenlohes Buch nicht in ihrem politischen Verhalten geändert, denn leider tut sie schon von selber ungefähr das, was Hohenlohe tut, sie läßt die Dinge gehen wie sie gehen und schreibt und spricht dabei über politische Einzelheiten teils mit Geist und teils mit einer gemäßigten Freude an kleiner Bosheit. 1906.

Bülow und Wilhelm II.

Der hier wiedergegebene Aufsatz erschien unter dem Titel „Das Königsdrama" nach den Reichstagsdebatten, die sich im November 1908, anschließend an die englischen Enthüllungen über Kaiser Wilhelms Rolle im Burenkrieg, gegen das „persönliche Regiment" richteten. Der Kaiser weilte damals in Donaueschingen. Das Auswärtige Amt war in der Debatte durch Kiderlen-Wächter vertreten.

Was war es eigentlich, das wir erlebt haben? Wissen wir es schon jetzt?

Es war der erste Akt eines Dramas, dessen Fortgang und Ende wir nicht kennen, es war das, was man in der Lehre vom Drama die Exposition nennt.

Was aber versteht man unter Exposition?

Ungefähr dieses: wenn nach dem ersten Aufzuge der Vorhang sinkt, dann kennt man die Personen und Parteien des kommenden Spiels und hat eine Ahnung, um was sie miteinander kämpfen werden. Oft gibt der Schluß des ersten Aktes eine Art von vorläufiger Lösung, als sei dieser Akt ein kleines Drama für sich, das aber noch lange nicht alle Tiefen

der Charaktere und des sachlichen Problems enthüllt. Ein solcher vorläufiger Aktschluß war die Heimkehr Bülows von Potsdam. Ehe der Vorhang sinkt, steht er in der Mitte und hinter ihm rechts der Bundesrat und links das preußische Staatsministerium und weiter hinten der Reichstagsblock und noch weiter hinten viel Volk und über ihm leuchtet ein goldener Adler: klatscht meine Freunde, denn der Aktschluß ist schön, sogar sehr schön gemacht, prächtig arrangiert, alle Achtung! Nur ist er eben nichts als der Schluß eines ersten Aktes, nur dieses, nicht der Schluß des Ganzen.

Und die Zuschauer gehen zwischen dem ersten und zweiten Akte in den Wandelgängen herum und disputieren, was im Stück besser oder schlechter oder anders hätte gewesen sein können.

War es nicht ein vortrefflicher Zug, daß der Dichter den König sich vergnügen ließ, während sein Volk sich über ihn aufregt? Solche Kontraste erhöhen die Spannung. Das romantische Schloß in der Ferne, die Fuchsjagd, das Kabaret, der Luftballon und dann der Todesfall mitten in der Königslust, das alles so nebenbei neben dem eigentlichen Vorgange, das ist wie bei Shakespeare, das ist keine Alltagsdichtung . . .

Wie fein war doch dieser Kanzler gezeichnet! Er hat das Gewitter kommen sehen und sich darauf vorbereitet. Hast du gemerkt, daß er ein neues, und zwar milderes Gesetz über Majestätsbeleidigungen hatte machen lassen, ehe die Stunde kam, wo alle derartigen Gesetze doch nichts geholfen haben würden? Er hat ein zartes Gefühl, daß die Majestät majestätisch bleiben muß, wenn sie nicht schutzlos werden soll. Nun aber ist sie fast schutzlos geworden. Das ist der Umschwung . . .

Haben Sie gemerkt, daß in diesem Königsdrama bis jetzt die Frauen völlig fehlen? In Versailles war das vor hundert Jahren anders. Halsbandgeschichte! Hier gibt es höchstens einen Eulenburg. Der König ist wie im alten griechischen Schicksalsdrama! Er mußte so werden, wie er ist. Des-

halb die Teilnahme! Wäre der König weniger gut, würde alles viel niedriger sein. Er ist ganz König, nur etwas zu sehr. Und an diesem etwas zu sehr fängt die Tragödie an . . .

Ein köstlicher Kerl, dieser dicke Diplomat vor der Volksvertretung! Was mag der schon alles mitgemacht haben! Daß der Dichter die Versicherung der Tüchtigkeit des Auswärtigen Amtes in eine solche Hand gelegt hat, das ist von äußerster Wirkung. Mitten im schweren Ernst ein befreiendes Gelächter. Und wie gut er spielte! Ausgezeichnet! Der Erfolg seines kurzen Auftretens war ja auch tadellos . . . .

Den Reichstag hätte ich mir etwas anders gedacht. Es waren da so viele Breiten und Wiederholungen. Das muß knapper gemacht werden, schlagender: sonst erlahmt das Interesse.

Mag richtig sein, aber es war doch sehr naturgetreu. So sind Volksvertretungen. Sie haben keinen fertigen Willen. Das macht sie von vornherein undramatisch. Wer Volksvertretungen darstellt, ist immer in peinlicher Lage. Bleibt er naturalistisch, so muß er sich in Geschäftsordnungsdebatten einlassen. Passen Sie auf, das weitere Stück wird noch viele langatmige Partien aufweisen, überhaupt — lang wird es werden, lang, wunderbar wie bei Schiller, vielleicht aber schwerer, bleierner, denn die Geschichte selbst ist eine härtere Dichterin, als der ewig hoffende Professor von Jena . . .

So gingen die Menschen redend hin und her, gebannt vom ersten Akte.

* * *

Es saßen aber in einer Ecke unter dem Oleanderbaum zwei junge Männer und redeten weiter:

Siehe, welcher grandiose Stoff hier vorliegt! Hier möchte ich weiter dichten.

Aber, Kind, du weißt ja gar nicht, was alles im wirklichen Drama kommen kann. Die Welt ist so unberechenbar!

Ein Mensch wird krank, eine Flinte geht los, ein Zufall trennt Freunde, eine Partei macht Dummheiten, und alles geht anders, als du es dir einbildest!

Gewiß, die wirkliche Zukunft ist unberechenbar, aber ich will ja auch nur weiterdenken. Ich sehe im Geiste den zweiten Akt. Magst du ihn hören?

Wenn du nicht verlangst, daß ich ihn für wörtlich wahr halte, dann sehr gern.

Also!

Der König hat etwas versprochen, was er gar nicht halten kann, weil er eben König ist. Das ist das Tragische an dem Vorgang. Jetzt glaubt er selbst an die Notwendigkeit seines Versprechens und nimmt sich vor, es treulich zu halten. Wo aber fängt ein König an, Privatmann zu sein? Und wo hören seine Diener auf, ihn täglich wieder zum König zu machen? Es kommen kleine Überschreitungen. Geschrei auf der Gasse und in den Zeitungen! Königsbewußtsein: ich kann mir keine Kontrolle gefallen lassen. Reichskanzler, ich verlange, daß die Majestät geschützt wird!

Die Volksvertretung aber sagt zum Reichskanzler: wo sind die Garantien deines Versprechens? Diese Leute wollen Paragraphen haben, als handle es sich um irgendein ganz gewöhnliches Gesetz. Unaristokratisch, Paragraphen!!

Hier setzt der große Monolog des Reichskanzlers ein, eine Art Faustmonolog: habe nun ach Philosophie, Juristerei und Diplomatie usw. Anklänge an König Salomos Sprüche von der Eitelkeit der Welt. Er beklagt sich, daß niemand mehr mit ihm zufrieden ist. Soll er gehen? Nach Italien?

Da klingt aus der Nacht ein merkwürdiger Ton in das Gemach: „Bismarck! Bismarck!" Es gibt Leute, die einen Bismarck wollen. Wie elend war wohl dem alten Bismarck zu Mute, als er zum letzten Male hier saß! Der war kein Lebenskünstler, aber er war mehr! Richte dich auf, Kanzler, sei ein Mann wie der!

Da erscheint der König, und es beginnt der Dialog

über Bismarck. Der alte Prozeß wird von neuem verhandelt: ich dulde keinen Bismarck!

Aber die Reichsverfassung ist für einen Bismarck geschrieben —, nur für einen.

Wer von ihnen beiden ist nun der eine Bismarck? Es ist einer zuviel.

* * *

Das also wäre dein zweiter Akt. Etwas wenig sichtbare Handlung, aber viel innerer Vorgang. Weißt du das Stück noch weiter?

Laß mich etwas besinnen, wie es sein könnte! . . . . Ich weiß es . . . sei ruhig und höre:

Im dritten Akt ist alles vom Kampfe um den Kanzler erfüllt. Hier liegt das, was man die Peripetie nennt, die entscheidende Wendung des Ganzen. Der Kanzler kommt in die Zwangslage: er oder ich! Diese Lage hat er nicht gewünscht, sondern sie entsteht gegen sein Gefühl und seinen Willen. Er ist eigentlich gar keine Herrschernatur, viel weniger als der König. Aber was will er jetzt andres tun, als rücksichtslos werden? Er fängt zu seinem eignen Schrecken an, sich gelegentlich brutal zu finden. Das ist der Kampf um die Macht, der letzte und böseste aller menschlichen Kämpfe.

Hier werde ich als Gegenspieler einen Minister einführen, der den Kanzler stürzen will. Erst dachte ich, dazu den dicken Diplomaten zu nehmen. Aber es ist ein andrer Mensch nötig, preußisch bis auf die Knochen, militärfromm, der Verteidiger der Ideen des Königtums. Bei ihm versammeln sich die Allergetreusten, die den Märtyrer von seinem Despoten befreien wollen. Mystik, Romantik, Intrigue, fromme Frauen, Priester, Volksvertreter.

Dieser Minister benutzt die Unzufriedenen in der Volksvertretung. Sie lassen sich benutzen, weil sie glauben, daß der Kanzler sie gerade betrogen habe.

Alle soll er betrogen haben! Aber er kennt die Me-

chanik. Konferenz mit seinem Zeitungsgeheimrat. Ein Haufen unheimlicher Nachrichten mit dem Schluß: nur gerade jetzt keine innere Krisis!

Und da kommt die Krisis unerwartet, wie ein Tannenzapfen vom Baum fällt. Ein Stückchen Papier verrät heimliche Machenschaften. Volksentrüstung, Straßenlärm, Wahlrechtsrufe, Verwundete, Ohnmachten, Glockengeläut: der neue Lucanus!

Da sinkt er zusammen: Der König wird mich wiedersehn! — Billet nach Villa Malta! Aber auch der Minister stürzt mit, und es bleibt nur der König und ein Lakei. Der König fragt den Lakeien: hörst du, was drunten vor dem Schlosse gebrüllt wird?

Majestät, ich höre nicht gut.

Du sollst gut hören!

Majestät, es klingt, ja es klingt, als riefen sie: Verfassung!

* * *

Soweit begreife ich dich. Du magst wohl recht haben, daß der Kanzler sich nicht mehr halten kann. Wie sich die Sache vollzieht, muß man abwarten. Und was dann?

Was dann? Zunächst wollen wir beide jetzt uns etwas Bewegung machen. Brandenburger Tor. Sieh' wie die weißen Standbilder sich von den schwarzen Bäumen abheben! Schade, daß die Kaiserin Friedrich nicht monumentaler geglückt ist! Wo ist wohl jetzt der König?

Ich habe keine Ahnung.

Auch ich weiß nicht, wo er sich in Wirklichkeit befindet, aber in meiner Phantasie ist er jetzt in Babelsberg. Dort beginnt der vierte Akt. Unten im Garten saß König Wilhelm mit Bismarck und oben hängen die Seebilder der damaligen Kronprinzessin. Dort oben wandelt ihr Sohn auf und ab, auf und ab.

Und was sucht er?

Du weißt es .... er wartet auf den Mann, der sein neuer Kanzler werden soll. Ich aber suche diesen nächsten Mann zu greifen, denn ohne ihn kann ich das Königsdrama nicht fertig denken.

Hier beginnt die Unsicherheit.

Ja, hier beginnt die Unsicherheit in jeder Richtung. Ist es ein Geschäftsminister? Es ist möglich, aber dann bedeutet das nur ein Zwischenspiel, und ich komme wieder an die Stelle, wo der König den Mann sucht, der ihm die Herrschaft sichern soll?

Der ihn beherrschen soll?

Das soll er eben nicht! Darin liegt der unaustilgbare Konflikt.

Wird es ein General sein?

Es ist möglich —.

* * *

Und als sie in der schweigenden Nacht durch die schwarzen Bäume gingen, sinnend und fast schon ermüdet von der Qual der Geschichte, da fing der Dichter leise an, eine alte herrliche Melodie vor sich hin zu blasen: Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen.

Sage mir, Freund, wo du jetzt in Gedanken bist!

Wo ich bin? Bei den Hugenotten. Dort wird so gesungen. Heinrich IV. von Frankreich!

Paris ist eine Messe wert??

Nicht wörtlich, nicht buchstäblich! Aber der autoritätsbedürftige König hat sich einen Mann vom katholischen Hochadel genommen. Katholiken und Royalisten haben sich verbündet für Thron und Altar. Der Papst hat seinen Gruß gesendet. Dumpfe Gerüchte schwirren durch die protestantische Bevölkerung. Sie sind falsch, aber sie werden geglaubt. Der König leidet unsäglich unter der Verkennung. Von der Straße ruft es: Verantwortliche Ministerien!

Das ist sehr dramatisch aber auch sehr unwahrscheinlich.

Immer ist das Wirkliche vorher sehr unwahrscheinlich gewesen.

Dichtest du, was du wünschest!

Im Gegenteil! Aus der Nacht der Zukunft heraus kommen die Gestalten und haben ihr eignes Leben. Ich spreche sie aus, um sie zu töten.

Und was wünschest du selbst?

Wie kann man wünschen, während man denkt?

Dann wünsche ich, daß du in allem unrecht haben mögest.

Ich auch, wahrhaftig ich auch!

Bist du jetzt fertig?

Ja, mein Freund, denn einen fünften Akt kann und werde ich niemals finden. 1908

An Staatssekretär Dr. Delbrück

Ew. Exzellenz

müssen aus Gründen der Gesundheit inmitten eines arbeitsvollen Lebens eine Pause eintreten lassen und aus der Reihe der Schaffenden und Ordnenden in die Menge der Abwartenden und Zuschauenden zurücktreten. Auch wenn dabei die Hoffnung bleibt, daß die gute Naturgrundlage Ihres Daseins sich nach einer Erholungszeit wieder als tragfähig erweisen wird, so ist doch für jetzt der Schritt aus der Staatsleitung heraus vollzogen, und alle Anerkennungen und Ehren, die Ew. Exzellenz reichlich mit sich aus der Wilhelmstraße heimwärts nehmen, gleicht das Leid nicht aus, das den Mann umwölkt, wenn er vor der Zeit seine Werkzeuge weglegen und halbvollendete Entwürfe liegen lassen muß. Da aber dieses persönliche Leid in eine Zeit fällt, in der von allen Volkskreisen vieles und oft noch Schwereres erduldet wird, so darf ich annehmen, daß es Ihrem Sinne entspricht, davon nicht allzuviel weiter zu reden. Wir

alle haben in diesen Jahren die Pflicht, auch den Mühsalen des eigenen Lebens gegenüber noch tapferer zu sein als sonst.

Es muß aber verstattet sein, im gegenwärtigen Zeitpunkt ein Wort des Dankes für das auszusprechen, was Ew. Exzellenz uns allen geworden und gewesen sind, und wie von Ihnen die innere Politik, Gesetzgebung und Verwaltung während des Krieges seither geführt wurden. Ich las in verschiedenen Zeitungen Abschiedsartikel, in denen Ihre Arbeit und Laufbahn gewürdigt wurde, fand aber dabei oft den Gesichtspunkt vorherrschend, ob und wieweit Sie gerade dieser oder jener Partei oder Interessengruppe nahegestanden hätten. Wollte ich nun als liberaler Politiker das politische Gesamtwerk Ihres bisherigen öffentlichen Daseins auf unsere Parteifarbe hin prüfen, so müßte ich wohl damit anfangen, die unverlierbaren konservativen Wesenszüge und Neigungen hervorzuheben, die Ew. Exzellenz selbst dann an sich trugen, wenn Sie, wie in Ihrer Danziger Zeit, in liberaler Umgebung wirkten, oder wenn Sie, wie es häufig in den letzten Jahren geschah, gerade von rechts her als Mann der kommenden Neuorientierung befehdet wurden. Aber es scheint mir jetzt im großen Krieg überhaupt nicht am Platze, daß sich die Menschen gegenseitig danach beurteilen, wie sie in den Schematismus der alten Gruppierungen hineinpassen, da wir alle durch den Kriegsverlauf so anders gearteten neuen Fragstellungen und damit auch Interessengegensätzen uns nähern, daß keiner sagen kann, welches die parteipolitischen Maßstäbe des kommenden Jahrzehntes sein werden. Sie selbst haben, wie ich weiß, diese allgemeine Umwandlung unseres Zeitalters so lebhaft und vielseitig empfunden wie wenige andere unserer Zeitgenossen, und gerade Ihnen gegenüber sollte man darum parteifreier und menschlicher in der Beurteilung sein, als es vielfach geschieht. Es war zudem oft gar nicht Ihr persönlicher Wille, sondern lag in der Logik Ihres Amtes, wenn Sie bald diese oder bald jene Partei oder Gruppe gegensätzlich anfassen mußten.

Wenn wir in Deutschland ein parlamentarisches Mehrheitsregiment besäßen, wie es in England und Frankreich und anderen Staaten vor dem Kriege in Übung war, so würde natürlich auch die Wirksamkeit eines Reichsministers des Innern mehr an dem Programme bemessen werden müssen, das er und seine Partei vor ihrer Regierungsperiode zu verkündigen pflegten, aber dieser Zustand, der ebensowohl starke Vorteile wie Nachteile hat, ist durchaus nicht der Heimatboden Ihrer politischen Entwicklung gewesen. Ew. Exzellenz waren von Haus aus preußischer Beamter, der zum Reichsbeamten emporwuchs, und haben von da aus die Welt angesehen und bearbeitet. Wer ein Verständnis Ihrer Tätigkeit sucht, muß diesen Ausgangspunkt im Auge behalten. Wie gern gedenken Sie Ihrer fröhlichen und erfolgreichen Landratszeit im deutschen Osten! Und in der Tat ist es ein Vorzug des deutschen Regierungssystems, daß die leitenden Minister unserer inneren Verwaltung den Dienst als Verwaltungsbeamte in Kreisen und Provinzen und, wie es bei Ihnen der Fall ist, die vielseitige und bewegliche Tätigkeit eines großstädtischen Oberbürgermeisters selbst in ihrem eigenen Leben durchmachen können. Auf diese Weise gelangt oft weniger ein Programm auf den Sitz der ausübenden Gewalt als ein erworbenes Können, eine Technik des inneren staatlichen Betriebes an sich. Diese Technik hat die Gefahr, zur bloßen gut funktionierenden Bürokratie zu werden, wenn die Seele, die im Techniker lebt, nicht stark und aufnahmefähig genug ist, um auch einen erweiterten und verwickelteren Pflichtenkreis wirklich zu durchdringen, aber gerade das ist es, was wir an Ew. Exzellenz geschätzt und mit steigender Bewunderung gesehen haben, wie die Anteilnahme und das Miterleben von hundert und aber hundert verschiedenen Gebieten des menschlichen Lebens bei Ihnen mit der Ausweitung Ihres zuletzt fast unübersehbaren Pflichtenkreises gewachsen ist. Ich persönlich habe, wenn ich das jetzt in dieser Stunde sagen darf, rein psychologisch seit Jahren ein Vergnügen daran ge-

habt, die Erweiterungsfähigkeit des seelischen Apparates am offenkundigen Beispiel Ew. Exzellenz zu studieren. Auch wenn man dabei einrechnet, daß Ihnen durch Ihre amtliche Stellung ganz andere Mittel zur Einholung von Kenntnissen und Gesichtspunkten zu Gebote standen, als uns anderen, so wurde es doch immer wieder handgreiflich deutlich, wie häufig der dienstlich zusammengetragene umfassende Stoff erst durch Ihre eigenste persönliche Beschäftigung mit ihm eine brauchbare Form fand. Es war nicht zufällig, daß Ew. Exzellenz über die buntesten Materien mit gewohnter Sicherheit zu reden und zu antworten verstanden, da irgendwann alles das Mannigfaltige als persönliches Problem in Ihrem Bewußtsein auf- und niedergetaucht war. Es gibt und gab nach meiner Überzeugung nur sehr wenige Menschen mit so ausgedehnter innerer Instrumentation. Gerade diese geistige Anlage aber gehört zum deutschen Reichsamt des Innern, wenn aus diesem überbeladenen Amte überhaupt etwas einigermaßen Einheitliches gemacht werden soll.

Alle Reichsämter wachsen beständig in ihrem Arbeitsumfang, am meisten aber das Reichsamt des Innern, denn es steigt der Stoff der Wirtschaftspolitik, Handelspolitik, Sozialpolitik und vieler Nebengebiete mit der Entwicklung des deutschen Volkes im ganzen. Es steigen auch auf allen Seiten die Ansprüche an die ordnende Kraft des Staates. Wenn Ew. Exzellenz jetzt von ruhiger Erholungsstelle aus Ihrem Gedächtnis nicht verwehren können, frühere Mühen nochmals an die Oberfläche zu bringen, so quillt es geradezu von Landwirtschaft, Bergbau, Industrie, Zollfragen, Arbeiterorganisationen, Syndikaten, Qualitätsregelungen, Verkehrsmaßnahmen, Gesetzen, Verordnungen, Interpellationen und Resolutionen. Das Leben selbst in seiner Tausendfältigkeit hat Tag und Nacht mit Ihnen gesprochen, bis es auch für Sie zu viel geworden ist, weil der Krieg den Verwaltungsstoff zu einer gespenstigen Masse zusammenhäufte. Dabei brachte fast jede neue Einzelfrage einen Zuwachs an Reibungen, die teils sach-

licher, teils formaler Natur waren. Da nämlich das Reichsamt des Innern auf Grund unserer sehr verwickelten Reichsverfassung sozusagen einen Kopf, aber keine eigenen Hände hat, und da es nur als Arbeitsstelle des Bundesrates in das Gesamtsystem eingefügt ist, so fehlt ihm von vornherein diejenige Selbstsicherheit, die im durchgeführten Einheitsstaat ein Ministerium des Innern besitzt. Es besteht bei uns zwischen Gesetzgebung und Verwaltung eine Zwischenstelle, die zwar anordnet, aber nicht selbst durchführt. Die Zahl der Kollegien und Ministerien, mit denen dieses Oberministerium des Innern zu arbeiten und auf die es Rücksicht zu nehmen hat, ist Legion. So sehr man im Inlande und Auslande unsere deutsche Organisationsfähigkeit jetzt rühmt, so muß man doch, um der Wahrheit die Ehre zu geben, zugestehen, daß im Reichsamt des Innern noch nicht die letzte Form einer obersten deutschen Verwaltungsbehörde erreicht ist. Dieser beschwerliche Verfassungszustand des Reichsamtes des Innern kann von einer vielseitigen, biegsamen Kraft überwunden werden, und Ew. Exzellenz haben von 1909 bis jetzt den Beweis geliefert, daß Geschick und guter Wille sehr viele Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen verstehen, aber ein beträchtlicher Teil des Aufbrauchens der Kräfte liegt in Organisationsverhältnissen, die zwar wohl geschichtlich begreiflich, sachlich aber nicht an sich nötig sind. Indem ich dieses hier ausspreche, sage ich das sicherlich nicht als etwas Neues für Ew. Exzellenz, sondern schreibe es für die vielen, die den Grund zahlreicher Verzögerungen und Hinausschiebungen nicht begreifen konnten, wie es besonders während der Kriegszeit oft vorgekommen ist. Es leidet dieses Amt sozusagen an der ganzen vielverschlungenen deutschen Geschichte, was sich in Zukunft vielleicht wird mildern, kaum aber je ganz beseitigen lassen.

Dieser Untergrund hat die Kriegsarbeit des Reichsamtes des Innern mehr beschwert, als Fernerstehende vermuten können. Während sonst der Krieg die einheitlichen, diktatorischen

Entscheidungen vermehrte und auch in der Bevölkerung schnelle Einheitlichkeit gefordert wurde, war zwischen den diktatorischen militärischen Kommandogewalten der innere Verwaltungs- und Versorgungsbetrieb auf keine zentrale Mobilmachung eingerichtet. Ew. Exzellenz haben das Menschenmögliche in Richtung auf Vereinheitlichung getan, und wenn jetzt bei Ihrem notwendig gewordenen Ausscheiden wenigstens die Ernährungsfragen in eine besondere, einheitliche Hand gelegt werden sollen, so ist das, wenn ich die Dinge recht verstehe, ein Erfordernis, das als Erbe Ihres Wirkens anzusehen ist. Auch nach Absonderung dieses Gebietes von der direkten Einflußsphäre des Reichsamtes des Innern bleiben aber hier Aufgaben der Zukunftsgestaltung für die kommende Friedenszeit, von denen wir hoffen, daß Sie nach wiedergewonnener Gesundheit in irgendeiner Form ihnen Ihre Erfahrung widmen können.

Während des Krieges habe sicherlich nicht nur ich, sondern die große Mehrzahl unserer Mitbürger angenommen, daß Ew. Exzellenz das Werk der Kriegswirtschaft bis zu Ende fortführen werden. Auch diejenigen, die in einzelnen wirtschaftlichen Fragen andere Wege gehen wollten, waren doch zufrieden, daß ein Mann in der Mitte aller dieser Dinge stand, der sie wirklich überschaute und abwog. Es würde die Höhe Ihres Lebens bedeutet haben, die schwersten Umgestaltungen bis dahin weiter durchzuführen, wo das Kriegsmäßige und Problematische sich wieder einfügt in einen neuen geordneten Gang der Entwicklung. Da dieses aber leider nicht vom Schicksal so gewollt wurde, so bleibt in Ihre und unsere Erinnerung eingeschrieben, wie Sie vom Kriegsbeginn bis jetzt dem Staat und Volk mit Einsetzen Ihres vollen, reif gewordenen Könnens bis an die Grenze des körperlich Möglichen gedient haben. Es ist mir und anderen unvergeßlich, wie Ew. Exzellenz den 4. August 1914 vorbereiteten. Als der Kaiser sprach: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche!", war das der monarchische Ausdruck

für den Willen, mit dem der Herr Reichskanzler und Ew. Exzellenz die Führung der Geschäfte während des Krieges übernahmen. Dieser Grundton darf jetzt um keinen Preis verloren gehen, wenn wir den Krieg gewinnen wollen. Wer auch Ihr Nachfolger sein mag, so erwarten wir von ihm diesen vaterländischen überparteilichen Klang von seinem ersten Tage an. Gerade weil Ew. Exzellenz um des nötigen Burgfriedens willen die neue Orientierung mehr für die Zukunft versprachen als in der Gegenwart herbeiführen konnten, so übergeben Sie Ihrem Nachfolger, indem Sie ihm die Hand reichen, eine große, vor allem Volke übernommene Verpflichtung. Wollte er das, was Sie uns in den verschiedenen Sitzungen der Reichstagskommission in Übereinstimmung mit dem Herrn Reichskanzler in Aussicht gestellt haben, nicht als ernstlichste Verpflichtung des Reichsamtes des Innern selbst übernehmen, dann würde viel Unglück aus solcher Änderung der Haltung folgen. Die Menge des Volkes hat Ihnen geglaubt, und wir hoffen bestimmt, daß sie darin recht gehandelt hat.

Unmöglich kann der Außenstehende im einzelnen Falle wissen, welches Stück der Kriegswirtschaftsgesetzgebung von Ew. Exzellenz persönlich geschaffen wurde. Das aber ist bei allen großen Kriegshandlungen ebenso. Auch an den großen Taten Hindenburgs und Mackensens haben diese Männer nicht allein gearbeitet. Eine vielfältige Harmonie von Schaffenskraft gipfelt schließlich in einem verantwortlichen Kopfe. Dieser Kopf für die Verwaltungsbewegungen des Krieges sind für 1¾ Jahre Ew. Exzellenz gewesen. Während England uns aushungern wollte, standen Sie in der zu ernährenden gewaltigen Festung als Obermagazinverwalter eines um sein Leben kämpfenden tapferen Volkes. So wird Ihr Bild im Gedächtnis der Geschichte und Nachwelt bleiben. Das Einzelne vergeht und verschwindet, aber dieser Gesamteindruck überdauert die Zeit, denn er gehört zur großen Geschichte des unvergänglichen Ringens. Nie war ein Krieg so wirt-

schaftlich wie dieser, und erst nach dem Kriege wird aus Akten und Aufzeichnungen hervorgehen, welche unglaubliche gesegnete Mühe es war, unter vielem Widerspruch ein inneres Verteidigungssystem durchzuführen. Möge das, was gut begonnen wurde, gut weitergeführt werden!

Ihnen aber persönlich wünschen ich und viele andere ein Ausruhen zur Genesung. 1916

Bethmann Hollweg

— Um endlich allen Unklarheiten und Wirrnissen in der moralischen Welt ein Ende zu machen, wurde der Erzengel Gabriel beauftragt, für den obersten Herren aller Dinge ein Gutachten über die „Schuld am Kriege" vorzubereiten. Du sollst, so sagte der Ewige, alles prüfen, alles verstehen und alles beurteilen!

Gabriel war überrascht von dem mühevollen Amte, das ihm auferlegt wurde, und fühlte sich hilflos gegenüber der Menge der Meinungen und Anklagen, die von der Erde zum Himmel aufstiegen. Einige eifrige jüngere Engel aber stellten sich mit kluger Eilfertigkeit um ihn herum und sagten: genau genommen ist die Schuldfrage längst klar, denn die Mehrheit aller denkenden Menschen vereinigt sich im Urteil der Pariser Friedenskonferenz. Es liegt einer jener wunderbaren Fälle vor, in denen der äußere Sieg der inneren Würdigkeit entspricht und in denen ein moralisches Urteil kaum nötig ist zu formulieren, weil es sich von vornherein mit dem Ausgange des Kampfes deckt. Nimm, o Gabriel, das letzte Wort der Pariser Männer und übergib es zur Aufnahme in die ewigen Akten!

Doch Gabriel blieb stumm und zweifelnd. Es wäre, so dachte er, gar zu seltsam, wenn wirklich der Waffenerfolg dieses Mal genau mit Vernunft und Moral übereinstimmen sollte; fast alle bisherige Geschichte spricht dagegen. Wozu

lehren die heiligen Propheten, daß man sich nicht von der Schmeichelei der Macht soll verführen lassen? Obwohl Gabriel im Grunde kein Philosoph war, machte es ihm doch Sorgen, daß man den Unterschied zwischen einer materialistischen und einer sittlichen Beurteilung nicht aufrechterhalten wolle. Materialistisch, das sah er ein, hat derjenige recht, der gewinnt; aber er fühlte, daß es unbedingt eine zweite und andere Art der Betrachtung geben müsse. In diesem Sinne fragte er schließlich seinen alten Freund, der aller Rechte kundig war: sage mir, Ariel, haben wir hier oben eigentlich eine Art Handbuch der politischen Moral?

Ariel unterbrach sein sonstiges Grübeln und antwortete: kann es gar nicht geben!

Warum nicht? fragte Gabriel. Warum kann es kein Handbuch der politischen Moral geben, wenn doch eine politische Moral vorhanden ist?

Ariel wartete eine Weile und fragte dann: ist sie das?

Nach dieser Frage wurden beide eine Zeitlang ganz ruhig, denn Gabriel fühlte deutlich, daß er seinen Auftrag überhaupt nicht würde übernehmen dürfen, wenn er hierauf keine Antwort fände. Man kann ja doch nicht von Schuld reden, wenn nicht vorher, und zwar vor Ausführung der unter Anklage gestellten Handlungen, von Gesetzen oder Vorschriften oder Prinzipien gesprochen wurde, die befolgt werden müssen. Nimm an, so wendete er sich wieder an Ariel, nimm den Fall an, ich hätte über den früheren deutschen Reichskanzler Bethmann zu urteilen, so würde ich erst den tatsächlichen Stoff seiner Kriegshandlungen zusammenstellen, dann seine eigenen Absichten und Beweggründe erforschen, dann aber eine Tafel von Gesetzen auffinden müssen, nach denen ich sein Tun und Lassen abschätze, und zwar eine Gesetzestafel, die ihm vorher bekannt war oder bekannt sein sollte.

Um uns die Arbeit zu ersparen, hob Ariel an, schlage ich vor, daß wir zunächst einmal seine eigene Rechtfertigungs-

schrift „Betrachtungen zum Weltkriege, erster Teil" als Grundlage unserer weiteren Erörterungen ansehen. Da er ein ehrlicher Mann ist und kein Phantast oder Schönfärber, so kann zwar menschlicher Irrtum selbstverständlich mit unterlaufen sein und wir werden spätere Nachprüfung uns vorbehalten, aber in der Hauptsache gibt er selber offen zu, was er getan hat. Es mag zwar sein, daß er den früheren Kaiser etwas zu nachsichtig darstellt, was für ihn keine Unehre ist, weil er zur alten, treuen Beamtenklasse gehört, aber sich selber färbt er nicht, da er gewöhnt ist, bei Tag und Nacht nüchtern mit seiner eigenen Seele zu reden. Es ergibt sich aus seiner Schrift genau, in welcher Reihenfolge, aus welchen Gründen und unter welchen Hemmungen er für eine Verständigung mit den Engländern gearbeitet hat, warum und wie er die österreichisch-ungarische Monarchie erhalten wollte, welche Schritte er gegenüber Rußland tat und warum er auch in der peinlichen belgischen Angelegenheit gerade das für nötig hielt, was ihm in allen Erdteilen vorgeworfen wird und weshalb ihn auch ein Teil der Engel für völlig erledigt hält.

Er hat, sprach Gabriel, einen Vertrag gebrochen!

Ja, das hat er getan und denkt nicht daran, es zu vertuschen.

Also erscheint er schuldig!

Du drückst dich, o Gabriel, vorsichtig aus, denn in der Tat erscheint er schuldig, du aber wirst feststellen müssen, ob er schuldig ist.

Was brauche ich, entgegnete der Erzengel, noch weiterer Feststellung, nachdem er selbst das Geständnis ablegt?

Verzeihe, sagte Ariel, daß ich dich darauf aufmerksam mache, daß er selbst nicht als reumütiger Sünder sich vor dir anklagt, sondern daß er erhobenen Hauptes vor dir steht als ein Sterblicher, dem die Unsterblichen Ungeheures zu vollbringen auferlegten und der sich verpflichtet gefühlt hat, seinem tragischen Schicksal sich mit Würde zu unterziehen. Du wirst

den Zwang prüfen müssen, unter dem er gehandelt hat. Du wirst erforschen müssen, welche anderen Sünden er begehen mußte, wenn er diese vermeiden wollte. Darin liegt eben die Verwickeltheit der politischen Moral, daß keine einzelne Handlung für sich allein wie ein Schulbeispiel betrachtet werden darf oder kann. Deshalb sagte ich vorhin zu dir, daß es das Handbuch nicht geben könne. Wenn du hier Richter sein sollst, so mußt du als Seele über Seelen urteilen! Das ist es, was ich dir sagen kann. . . .

Und Gabriel blieb allein und dachte weiter über Bethmanns Schicksal: Irgendeine Schuld hat dieser Mann sicher, denn er war der verantwortliche Leiter jenes mächtigen Staates, der nun zerbrochen ist. Er würde nur dann ganz schuldlos sein, wenn er völlig gezwungen gewesen wäre, denn Zwang entschuldet. So oft nun aber auch von ihm Zwangselemente hervorgehoben werden, so war er sich selbst seiner persönlichen Freiheit dennoch bewußt und beabsichtigte nicht, sich auf den Boden einer Dogmatik zu stellen, nach der die Menschen nur sind wie geworfene Steine. Er konnte anders handeln und konnte im Zweifelsfalle seine Stellung verlassen, wobei aber immer nur eine Verantwortlichkeit mit einer anderen vertauscht wurde. Das, was man den Streit der Pflichten nennt, ist unabtrennbar von hohen verantwortlichen Stellen. Man wird diesen Hintergrund nicht außer Augen lassen dürfen. Schließlich kommt es darauf an, ob jemand von den Göttern gesegnet ist oder nicht. Es ist Schuld, Unglück zu haben . . . . Schuld?! Sage mir, ewige Weisheit, was ist Schuld?

Und Gabriel ging bis zu der Stelle, wo man kleine Menschen nach kleinem Maßstabe beurteilt, wo Alltagssünden verhandelt werden: Einer schlägt seine Frau, ein anderer treibt Schleichhandel, ein dritter fälscht seine Steuerangabe. Solche Dinge hat Bethmann nicht gemacht! Sollte er also gerichtet werden, so müßten seine Richter andere sein, nicht Gewohnheitsrichter, sondern Kunstrichter, ja, politische Kunst- oder

Gewerberichter, die selbst im hohen Getriebe gestanden haben und von da aus ein inneres Mitfühlen mit der Lage des Beschuldigten haben können. Diese dürften nicht seine Gegner sein und nicht seine Freunde, sondern Sachkenner mit heiliger Unabhängigkeit. Vor ein derartiges Gericht würde er sich sicherlich gern stellen, aber wo ist es zu finden? Wer wird es berufen? Die Pariser Konferenz ist dafür nicht der Ort, denn in Paris weiß man von vornherein, daß man ein historisches Exempel statuieren will — im Namen der Gerechtigkeit!

— — Drüben im Tale Elysium vergnügten sich inzwischen die guten kleinen Engel in täglicher Weise, ohne die tieferen Probleme des Himmels zu ahnen. Einen von diesen winkte Gabriel heran und sagte: Hole mir den Oberengel der Gerechtigkeit und bitte ihn, zu mir unter die drei Palmen zu kommen, von denen aus man die Welt überblickt! Langsam ging er inzwischen selbst in der klaren Luft des Jenseits bis zu den Palmen und sah schon von der anderen Seite her den Engel der Gerechtigkeit heranschreiten, eine feine, leuchtende Geistesgestalt mit hoher Stirn und freien Augen.

Laß mich mit dir, so begann Gabriel, einige Worte austauschen über einen Gerechten, der unter die Ungerechten geraten ist. Du kennst den gewesenen Reichskanzler von Bethmann. Er ist nicht ein beliebiger, wahrheitsloser diplomatischer Schauspieler, sondern ein tiefernster, disziplinierter und gedankenvoller Mann. Ihm gerade sagt man nach, daß er sich sittlich verfehlt hat, indem er die Verantwortung für die deutsche Kriegspolitik übernahm. Was hätte er tun sollen? Sollte er von Anfang an seine Ungenügendheit eingestehen und einem anderen Platz machen, dem das Lügen leichter wurde als ihm, oder der irgendwelche anderen höheren Gaben mitbrachte?

Welchen anderen meinst du? fragte der Engel der Gerechtigkeit.

Alle, die ich kenne, waren für seine Stelle nicht besser, antwortete Gabriel. Man kann sich einen Bismarck oder

Herkules denken, einen Mann mit viel größerer schöpferischer Phantasie, einen Bezwinger des Kaisers und der Generale und gleichzeitig einen Organisator der Parteien und der öffentlichen Meinung, aber wenn er dagewesen wäre, so würde er sich wohl inzwischen offenbart haben. Ihm freiwillig zu weichen, würde in der Not des Vaterlandes Bethmanns Pflicht gewesen sein. Solange er sich aber nicht zeigte, scheint mir, daß es für Bethmann kein Unrecht war, ja sogar, daß es seine Schuldigkeit war, auf seinem Posten zu bleiben. So wenigstens stand es in den ersten Jahren des Krieges.

Mögest du recht haben! sagte der Engel der Gerechtigkeit, laß dir aber dabei nicht verhehlen, daß auch schon in einem gewissen Mangel an Phantasie, Kraft oder Wucht des Willens etwas liegt, was zwar keine persönliche Schuld ist und was keinerlei Strafbarkeit begründet, was aber als Unvollkommenheit empfunden wird, und zwar oft am meisten von dem Betreffenden selbst. Man kann in solchen Fällen von einem Fatum reden, von einer unentrinnbaren ererbten Last, die auch auf den Schultern hoher Charaktere zu liegen pflegt. Über solche Menschlichkeiten hat kein Strafrichter irgend etwas zu sagen, und widerlich ist es, Menschen von viel geringerer Güte darüber schelten zu hören wie über einen Ofen, der nicht brennen will; aber der Geschichtsschreiber darf sich Fragen stellen wie etwa die, ob nicht ein anderer Diplomatikus doch noch bessere Ergebnisse des Verhandelns mit England fertiggebracht oder sich rechtzeitig eine tragfähige Parteigrundlage beschafft hätte. Diese Art von Urteilen aber scheiden im gegenwärtigen Zeitpunkt aus, denn dem Lebenden gegenüber gebührt es, das zu beurteilen, was er, so wie er war und so wie er innerhalb der Welt stand, tun und lassen konnte. Auf anderen Grundlagen Gericht zu halten, würde ungerecht sein.

Gabriel aber unterbrach den Fluß der Rede, die sich etwas fern von dem zu halten schien, was er zu ergründen suchte, und zeigte nach unten auf die alte wunderbar glänzende Stadt Paris und fragte den anderen Engel: sage mir, was ist

das für eine Gerechtigkeit, in deren Namen er und andere dort verurteilt werden sollen?

Es ist so, antwortete der Leuchtende, die wahre Gerechtigkeit, die man in Paris so wenig hat wie an anderen Orten, die Gerechtigkeit als Idee oder als Endziel, deren sonnige Kraft so groß ist, daß kein anderes Licht neben ihr scheinen mag, die Lehre der Bergpredigt Jesu und vieler heiliger Propheten, der Gedankengang Kants und zahlreicher seiner Jünger, das unvergängliche Evangelium von der reinen Hingabe an die ganze Menschheit, der Sozialismus aller Völker, die Auslöschung alles Hasses und aller Bedrückung. Gegenüber dieser Idee sind alle Wirklichkeitsmenschen klein. Deshalb eignet sie sich auch nicht zur Handhabung für irdische Gerichte.

Hier aber bitte ich dich, sprach Gabriel, mir zu erklären, ob nicht ein gewisser Teil dieser überirdischen Idee bereits zur Rechtsform geworden ist, ohne daß Bethmann und andere Staatsmänner seiner Generation ihre Augen geöffnet und ihren Willen richtig eingestellt haben. Wenn irgendwo, so muß seine persönliche Schuld an dieser Stelle zu finden sein. Er war blind gegen eine Offenbarung, die bereits auf Erden war.

Ja, sprach der Engel der Gerechtigkeit, ich sehe die Anfänge der Offenbarung und glaube an ihre Vollendung, und auch unter den Menschen finden sich solche, die in den völkerrechtlichen und schiedsrichterlichen Veranstaltungen im Haag den Beginn einer neuen Menschheitsmoral begrüßen. Daß Deutschland als Ganzes diesen Bestrebungen viel zu kalt und mißtrauisch gegenübergestanden hat, ist leider richtig und es würde ihm ein unsagbarer Segen gewesen sein, wenn es sich an den Beschlüssen der zwei Haager Konferenzen in anderer Weise beteiligt hätte, aber es muß hinzugefügt werden, daß gerade diese schweren Unterlassungssünden vor der Zeit Bethmanns liegen, und daß er persönlich den friedensfreundlichen Ideen mit stärkerem Wohlwollen begegnete als seine Umgebung. Wer ihn also als eine Einzelperson richten will, kann

ihm zwar die Vorwürfe nicht ersparen, die fast sein ganzes Volk sich jetzt nachträglich selber macht, soll ihn aber nicht als besonderen Übeltäter gegenüber dem Geiste der Zukunft in die Wüste treiben. Er war und ist kein Übermensch solcher Seelenbewegungen, die seiner Zeit voraneilen; das hat niemand von ihm verlangt und erwartet, und es ist sehr zweifelhaft, ob je ein derartiger überzeitlicher Held sich als politischer Leiter einer ringenden Nation völlig geeignet zeigen wird. Denke an Wilsons Ideal und Praxis! Im übrigen würde es besser sein, dieses mit unserem Historiker zu besprechen, den du sicher noch heute unter den Palmen finden wirst.

. . .— Der Historiker der oberen Welt las gerade den ersten Band von Bethmanns Betrachtungen und war bei seinen Schlußworten angekommen: „Nur in freier, gemeinsamer Arbeit wird Europa die Wunden, die es sich selbst schlug, allmählich heilen können, oder es blutet sich zu Tode." Er nickte bedächtig mit seinem silberweißen Haupte und sprach vor sich hin: Europa ist Urheber, Träger, Subjekt und auch Objekt des Krieges; Europa besaß keine Organisation, ja nicht einmal einen europäischen Organisationsgeist. Auch Bethmann war kein europäischer Mensch, sondern, wie seine Berufsgenossen alle, ein Interessenvertreter des Einzelstaates. Er hätte wissen können, daß eine überstaatliche Organisation unentbehrlich sei, bei der nicht nur die Staaten, sondern auch das Ganze als solches vertreten sind, denn Bethmann sah die Fehler der deutschen Reichsverfassung vor Augen, bei der die Freiheit zu schwach vertreten war. Als Techniker der Staatsverwaltung hätte gerade er den Gedanken der mitteleuropäischen und dann europäischen Gesamtgestaltung verfolgen können. Das wäre mehr in seinem Fache gewesen als prinzipieller Pazifismus, und hätte praktisch etwas Großes werden können. Aber — man pflegt die Brunnen erst nach dem Unglück zuzudecken.

Als historisches Werk ist, so etwa sagte der Vertreter der Geschichte, Bethmanns bis jetzt vorliegender erster Band eine

Arbeit, die zunächst unter der Fülle von Kriegs- und Verteidigungsliteratur fast versinkt, die sich aber im Laufe der Zeit sichtbar herausheben wird, weil hier Erfahrung und Verantwortung sich in wohltuender, klarer Einfachheit ausspricht. Bethmann hat in seiner Weise ein persönliches Dokument geschaffen, an dem nicht heute und morgen, aber in ruhigerer Zukunft sich viele Wellen der Weltlegende brechen, ein schicksalschweres, trauriges Nachwort zu Bismarcks Gedanken und Erinnerungen. 1919.

Politiker und Parlamentarier

Rudolf von Bennigsen

Das jüngere Geschlecht von heute kann sich keine rechte Vorstellung mehr machen, was in den siebziger Jahren die nationalliberale Partei bedeutete. Es genügt nicht, zu wissen, wieviel Abgeordnete sie hatte und an welchen Gesetzen sie mithalf. Vielleicht kann man sogar sagen, daß in der wirklichen gesetzgeberischen Leistung gar nicht die Hauptbedeutung der Partei lag. Der Gesetzgeber jenes Zeitalters war Bismarck, die nationalliberale Partei aber war sein Chor, der dem deutschen Volke das Heldenlied vom wiedererwachten Barbarossa vorsingen mußte, um aus den gespaltenen Stämmen eine Nation zu machen. Der neue Nationalismus des von Preußen regierten Deutschland ist geradezu von der nationalliberalen Partei geschaffen worden. Was vorher da war, war großdeutscher oder kosmopolitischer Liberalismus. Wir vergessen zu leicht, wie wenig bis 1866 der Geist der Deutschen an den Rhythmus der preußischen Militärmusik gewöhnt war. Das, was wir heute deutschen Patriotismus nennen, die felsenfeste Überzeugung von der Notwendigkeit und Richtigkeit des „größeren Preußen", ist nicht gewachsen wie die Blumen auf dem Felde. Es wuchs aus Waffengewalt und aus Professorengeist erst in den sechziger Jahren zusammen. Der Mann aber, der nächst Bismarck und Treitschke für den preußisch-deutschen Patriotismus das meiste getan hat, ist in diesen Tagen zur Erde bestattet worden. Rudolf v. Bennigsen war der Redner

der deutschen Reichsgründungsepoche. Er war die Einführung des Professorengeistes in den praktisch parlamentarischen Betrieb, ein spätgeborener Achtundvierziger ohne inneren Radikalismus. Obwohl selbst nicht Professor und auf keinem Wissenschaftsgebiete arbeitender Fachmann, war er dennoch in seinem ganzen Wesen Fleisch vom Fleisch der Treitschke, Häusser, Baumgarten, Gneist. Immer hatte er weltgeschichtliche, populärphilosophische, allgemein ethische Gesichtspunkte. Er hatte wirklich etwas zu sagen, und deshalb wurde er auch wirklich gehört. Alt und jung lasen seine Reden wie heute politische Reden überhaupt nicht mehr gelesen werden, denn es waren Reden, die man direkt hinter der Cicero-Stunde vertragen konnte. Ich erinnere mich sehr lebhaft, wie wir als Schüler im schönen großen Garten der Fürstenschule in Meißen zusammensaßen, wenn unser Primus, jetzt höherer sächsischer Verwaltungsbeamter, eine neue Rede von Bennigsen vorlas. In diesen Reden war etwas für die Jugend: Rhetorik, Klang, Phrase. Das entsprach gerade dem Bedürfnis der ersten Werdezeit des neuen Patriotismus. Wenn man aber sagt, es sei Phrase in den Reden gewesen, so bedarf dieses Wort, um nicht mißverstanden zu werden, einer gewissen Erklärung. Heute können wir alle, auch die nationalistischsten unter uns, den Ton dieser Reden nicht mehr hören. Von des Reiches Herrlichkeit trompetet man höchstens noch in den Kriegervereinen mit dem Wortschatz Bennigsens, freilich ohne Bennigsens rednerischen Takt. Das kommt daher, daß uns das neue Reich eine Selbstverständlichkeit geworden ist. Wir empfinden heute vielfach als Phrase, was damals noch Kampfesstimmung war. Wer möchte jetzt noch Bennigsen lesen? Nicht, als ob gar nichts mehr bei ihm zu holen wäre, aber tempi passati!

Als Redner kann man Bennigsen in eine Reihe stellen mit dem Konservativen Stahl und dem Begründer der Sozialdemokratie Lassalle. Er stand sachlich und rednerisch zwischen beiden in der Mitte, der Germane zwischen zwei Israeliten,

doktrinär wie Stahl, phantasievoll wie Lassalle, aber weniger fest in der Grundlage einer einheitlichen Weltanschauung wurzelnd als beide. Auch er hat lange glänzende Perioden, fast möchte man sagen etwas Schillerpathos, in seiner Rede. Alle drei sind ihrer Natur nach vorbismarckische Redner, noch nicht gesättigt vom Realismus der bismarckischen Denkart und Diktion. Man lese irgend ein Stück Bennigsen, wie es jetzt von den Zeitungen abgedruckt wird, und vergleiche es mit irgend einer Reichstagsrede Bismarcks aus derselben Zeit! Bismarck, der an Lebensjahren ältere, ist literarisch angesehen der jüngere. Der Redner Bismarck hat den Redner Bennigsen erdrückt, gerade wie der Kanzler Bismarck den stets kommenden und doch nie gekommenen Staatsmann.

Als parlamentarischer Parteiführer war Bennigsen in einer so günstigen Lage, wie sie vorher und nachher in Deutschland kein anderer gehabt hat. Die Nationalliberalen bedeuteten ziffernmäßig in ihren guten Jahren für sich allein mehr als 1/3 des Reichstags. Fast alle großen Zeitungen dienten ihnen. Die öffentliche Meinung war auf sie eingestellt. Das parlamentarische System des Jahres 1874 war beispielsweise folgendes:

Konservative verschiedener Art . .	55	
Nationalliberale	155	
Sonstige Liberale	53	
Zentrum	91	134
Sozialdemokraten	9	
Polen, Welfen, Protestler . . .	34	
	397	

Eine Majorität ohne Nationalliberale war also schlechterdings unmöglich, noch viel unmöglicher als heute eine Majorität ohne Zentrum. Mit dieser Waffe in der Hand mußte Bennigsen auch einem Bismarck gegenüber selbständiger sein können, als er es gewesen ist. Man kann nicht sagen, daß er in einfachem Bismarckgehorsam unterging, aber er hat den

deutschen Parlamentarismus in seiner entscheidungsvollen Werdezeit nicht zur selbständigen Kraftleistung emporgehoben. Er und Miquel mit ihm, waren zu fein, zu weich gegenüber dem Sieger, dem keine Rhetorik imponierte. Das lag aber keineswegs bloß in dem verbindlichen, Konflikte glättenden Naturell Bennigsens und in der diplomatisierenden Schlauheit seines ihn vielfach beherrschenden Mephistopheles, sondern eben darin, daß Bennigsen und seine Leute außer der Generalidee vom preußischen Deutschland und seiner freihändlerischen Gewerbe-Ordnung keine eigentliche wirtschaftspolitische Weltanschauung besaßen. Der neudeutsche Industrialismus ist ihnen als Prinzip der bürgerlichen Politik nicht aufgegangen, vom Klassenkampf verstanden sie noch nichts, überhaupt gelang es ihnen nicht, die Bismarcksche Methode des Machtkampfes mit Bewußtsein auf die innere Politik zu übertragen. Das haben erst die Sozialdemokraten und der Bund der Landwirte geleistet. Die nationalliberale Partei war Gesinnungspartei ebensogut wie das Zentrum, nur ohne den Untergrund eines festorganisierten bezahlten Klerus. Sie hing wirtschaftspolitisch in der Luft. Darum war sie eine Partei von Rednern, von Bennigsen und Lasker, keine Partei von geklärtem Egoismus. Das macht sie für den Ethiker liebenswert, aber reichte einem Bismarck gegenüber nicht aus. Sobald Bismarck die Politik der Interessenvertretungen proklamierte, verblaßte der Zauber. Aus 155 Abgeordneten wurden in 7 Jahren 46.

Bennigsen selber stammte nicht aus dem Bürgertum, sondern aus dem Landadel und würde vermutlich konservativ geworden sein, wenn er nicht Hannoveraner gewesen wäre. Es haftet darum seinem ganzen Leben etwas Zufälliges an. Sein Liberalismus war kein Klassenliberalismus, sondern eine Personalüberzeugung. Als solche hat er ihn festgehalten, aber eben nur als solche. Es fehlte das historische Gefühl einer absoluten zwingenden Notwendigkeit. Dieses Gefühl besaß er nur in nationalpolitischen Fragen. In diesen aber konnte er nichts anderes sein als der Herold eines Größeren. In

allen liberalen Angelegenheiten kam er über das bloße Wollen nicht hinaus. Wir haben keine verantwortlichen Reichsministerien bekommen, obwohl der Führer der Majorität sie für nötig hielt, kein deutsches Preß- und Vereinsrecht, statt dessen aber ein Sozialistengesetz trotz Bennigsens anfänglichem Sträuben. Die Liberalen sind nie auf die gewünschten Ministersessel gelangt. Der Mann, der unter anderen Umständen ein deutscher Gladstone hätte werden können, wurde schließlich nichts anderes als Oberpräsident von Hannover, und an seine Stelle treten die Halbagrarier und Ganzagrarier Bassermann, Paasche und v. Heyl.

Taktisch hat Bennigsen in seinem Leben einen, vielleicht zwei große Fehler gemacht. Der erste Fehler liegt vor aller Augen: der Nationalverein mußte mit Bismarck gehen, ehe dieser bei Königgrätz gesiegt hatte, dann konnte er für den Liberalismus wesentlichere Zugeständnisse gewinnen. Hier war eine zu große Vorsicht die Ursache fast unwiederbringlicher Verluste. Der zweite Fehler ist weniger sicher zu fixieren. Bismarck war 1877 gewillt, Bennigsen in das Ministerium hineinzunehmen. Bekanntlich scheiterte formell die Verhandlung an der Forderung, gleichzeitig drei Parteigrößen zu Ministern zu machen. Diese Forderung war von Bennigsen prinzipiell richtig gedacht, denn er konnte sich nicht darauf einlassen, als einzelner ministeriell kaltgestellt zu werden, besonders, da Bismarcks neue Steuerpolitik drohte. Ob Bennigsen damals durch Eingehen auf Bismarcks Wünsche die agrarisch-klerikale Periode hinausschieben oder hemmen konnte, ist schwer zu sagen. Ein Ministerium Bismarck-Bennigsen hätte die Politik von 1878 nicht gemacht. Aber freilich ein Ministerium Bismarck-Bennigsen ist an sich eine Quadratur des Zirkels. Einmal hat er einen Fuß auf die Schwelle zur Macht gesetzt — einmal. Nun ruht er von seines Lebens Arbeit, ein Ehrenmann, wenngleich kein Riese. 1902

Eugen Richter

Solange Eugen Richter lebte, war es für uns schwer, über die vortrefflichen persönlichen Eigenschaften dieses Volkstribunen zu sprechen, da er selbst seine Sonnenseite gerade uns gegenüber zu verhüllen pflegte. Wir wußten, daß er auch liebenswürdig sein konnte, aber wir erfuhren es nur indirekt. Weder die freisinnige Vereinigung noch gar die Nationalsozialisten wurden von ihm verwöhnt. Nun aber, wo er Abschied genommen hat, ist das, was an besonderer Härte und Schärfe gerade uns getroffen hat, erledigt. Der Tod wischt allen Kleinkram hinweg, und wir stehen an seinem Sarge nicht als Streiter, sondern als Mittrauernde, die die Lebensarbeit des Verstorbenen für die staatsbürgerliche deutsche Freiheit würdigen und ehren und ihm, mag er es wollen oder nicht, einen Gruß nachrufen. Alle Parteien, mit denen er sich gestritten hat (und mit welcher hätte er sich nicht gestritten?), sprechen es in diesen Tagen aus, daß er in aller seiner Kantigkeit und Umgrenztheit ein Mann aus einem Guß gewesen ist, der sich hoch über den Durchschnitt politischer Alltagsleistungen erhob, mehr aber als seine konservativen und sozialdemokratischen Gegner haben alle Liberalen, selbst die von ihm unfreundlich behandelten, die einfache Pflicht, seiner Person den Zoll der Hochachtung zu entrichten.

Er war in seiner Arbeit selbstlos und rücksichtslos, ein Mann eisernen Fleißes und strenger Pflichterfüllung, kein leichtbeschwingter Geist, dem die Ideen zufließen, aber ein Denker, Rechner und Arbeiter, wie es selten einen gibt. Mit ihm verliert der Liberalismus seinen Feldzeugmeister der Opposition. Was wäre Richter für ein Beamter geworden, wenn nicht die Weisheit der königlichen Staatsregierung ihm den Weg verlegt hätte! Oft mag später in den Stuben der Geheimräte gestöhnt worden sein: o hätten wir den Mann doch Karriere machen lassen! Es war wirklich vom Standpunkt der Regierung aus eine Torheit, ihn zur Oppositionsführung ab-

zuschieben, aber im Angesicht der Geschichtsentwicklung im ganzen muß das deutsche Volk doch für diese Regierungstorheit nachträglich Indemnität gewähren, denn das Zeitalter Bismarcks brauchte einfach seinen politischen Kritiker, und wenn es keine leichte Rolle war, Kritiker des stärksten Mannes der Epoche zu sein, so hat doch Richter diese Rolle mit einer Unerschrockenheit und Anständigkeit durchgeführt, die ihm zur dauernden Ehre gereichen. Er war 23 Jahre jünger als Bismarck, trat ganz jung in die Politik ein und focht mit Hartnäckigkeit von Winter zu Winter mit dem Riesen und mahnte ihn, sich nicht für ein direktes Werkzeug der Allmacht zu halten. Bismarck wußte, was er an ihm hatte, und hätte nicht soviel seiner Leidenschaft auf ihn verwendet, wenn er ihn für niedrig gehalten hätte. Und als dann Bismarck starb, blieb Miquel übrig, dem Richters noch sehr lebendigen Kräfte sich entgegenstellten. Miquel sah ihn als seine persönliche Gegenerscheinung an. Und zuletzt, als auch Miquel beerdigt war, da fehlte die Scheibe, nach der Richter schießen konnte. Er hat sich mit Bülow nicht mehr richtig einbeißen können. Bülow war ihm zu lächelnd. Er brauchte andere Gegner, denn er selber war ernst in allem, was er tat. Er verstand keinen Spaß, und konnte nicht tänzelnde Politik machen, wie sie Bülow aus Italien mitgebracht hat. Witz hatte er, einen vollen, spitzen, treffenden Witz, aber auch der Witz war ernst in seinem Munde. Alles wurde zur Waffe. Er redete nicht wie Lassalle und Bennigsen mit dem langen Ton der Schillerschen Rede, auch nicht so gegenständlich und anschaulich wie Bismarck, er hatte nicht die Temperamentsüberflutung, die Bebel als Redner besonders in seinen jüngeren Jahren besaß, stand aber als Redner zwischen diesen Männern, nicht geringer in der Wirkung als sie, ein nüchterner Niederdeutscher mit einem Überguß von Berliner Knappheit und Schärfe. Unvergeßlich bleibt mir der Augenblick, wo er dem Herrn von Bötticher zurief: „Sie blühen wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da!“ Und

eben diese Rede war der Wind, der den Minister wegfegte, denn Herr v. Böttticher fand keine Erwiderung und Wilhelm II. fand, daß er eine solche hätte finden müssen.

Die größte regelmäßige Leistung Richters war seine Rede zum Haushaltplan. Er war sozusagen der Staatsanwalt der Reichsfinanzen. Damit machte er erst das parlamentarische Recht der Finanzkontrolle zu einem wirklichen Rechte, denn was hilft es, wenn der Reichstag zwar formell über Einnahmen und Ausgaben zu beschließen hat, wenn aber von allen 397 Volksvertretern kein einziger sich fachmännisch und berufsmäßig in das Labyrinth von Zahlen hineinarbeitet? Leider ist auf diesem wichtigen Gebiete kein Ersatzmann in Aussicht. Schon während Richters Krankheit fehlte der freiwillige Oberkontrolleur der Reichsmillionen. Einen solchen Mann aber braucht der Staat und die Linke wird suchen müssen, daß die Richtersche Arbeit nicht in Wegfall kommt, da sonst Reichstag und Landtag praktisch noch bedeutungsloser werden, als sie durch ihre Parteizerrissenheit sowieso sind.

Diese Parteizerrissenheit ist am größten an der Stelle, wo Richter gestanden hat, im Liberalismus. Wir wollen nicht sagen, daß Richter allein das hätte hindern können. Auch wenn er etwas weniger ein rechnender Fraktionspolitiker gewesen wäre und stärker für die Einheit der Linken gewirkt hätte, so wäre die Periode der Zentrumsherrschaft und damit die zeitweilige Zerdrückung des Liberalismus nicht aufzuhalten gewesen. So stark ist auch ein Mann wie Richter nicht, um ganz allgemeine Bewegungen des Volksgeistes hemmen zu können. Er hatte das Schicksal, das Rückzugsgefecht des deutschen Liberalismus führen zu müssen und konnte dabei wenig wirklich frohe Tage erleben. Die Ziffern der Wähler und der Abgeordneten gingen zurück. Inmitten dieses Rückganges hat er eine männliche Festigkeit bewiesen und vieles, was uns und Anderen oft als Eigensinn erschienen ist, erklärt sich aus der Lage eines Mannes, der auf pessimistischer Grundstimmung einen trotzigen Willen aufzubauen genötigt ist. Er hoffte

nicht mehr auf Wiederkehr der politischen Macht des Liberalismus, aber gerade weil er nichts mehr hoffte, weder von oben noch von unten, war er frei, sich mit seiner Kritik auszuleben. Aus dieser Lebensstimmung heraus schlug er sich mit dem Sozialismus und mit dem militärischen Liberalismus, mochte dabei politisch herauskommen, was da wolle. Nur selten scheint ein Sonnenblick politischen Hoffens über seinen Geist hingezogen zu sein. Ein solcher Moment aber war es, als er im Jahre 1891 bei Gelegenheit der Zedlitzschen Schulvorlage Bennigsen öffentlich die Hand reichte.

Er war liberaler Individualist, ein Mensch, der sich im Grunde nichts sagen läßt. Daraus folgt, daß er für kollegialisches Arbeiten weniger veranlagt war als für ein Aufprägen seines Willens auf seine Umgebung. In der Form war er verbindlicher, als man es im allgemeinen ihm zutraute, aber in der Sache war er doch eine Art Diktator. Noch von der Krankenstube aus entschied er mit großer persönlicher Bestimmtheit die Fragen der von ihm geleiteten Partei. Als Individualist hatte er auch von vornherein kein inneres Gefühl für den aufkommenden Sozialismus. Er bekämpfte ihn verstandesmäßig, rechnerisch, und traf dabei doch nicht, was an seelischer Lebendigkeit in ihm war. Daß auch der Sozialismus eine Welle des Liberalismus ist, konnte ihm nie aufgehen, er sah ihn immer nur als gegensätzliche Partei. Das war die Grenze seines Wesens, wie es denn Menschenlos ist, daß jeder, auch der Starke und Tüchtige, an irgend einer Stelle aufhört, der Zukunft zu gehören. Bismarck und Richter hatten dieselbe Grenze. Sie fanden sich nicht mit der Tatsache ab, daß auch die Besitzlosen ein politischer Faktor zu werden beginnen. Nun ruhen sie beide, der Reichsbaumeister und sein Reichskritikus, und wenn die Geschichte den einen darstellt, wird sie den andern nicht vergessen können. Das nachwachsende Geschlecht aber wird von beiden recht noch lernen müssen, daß Politik Männerarbeit ist und daß es sich verlohnt, für sie gelebt zu haben. 1906

Abschiedsgespräch mit Traeger

Lieber Vater Traeger, nun sind Sie also im Himmel!

Sagen Sie das noch einmal!!

Ich habe nur gemeint, daß Sie im Himmel sind!

So so? Ja, ja! Das ist eine merkwürdige Sache. Ich habe immer protestiert, bin aber schließlich stets mitgegangen. Wenn ihr also wollt, daß ich im Himmel bin —

Wir haben es eigentlich nicht gewollt, denn wir wollten Sie immer bei uns behalten, es ist nur so gekommen.

Jawohl. So ist es schon oft gewesen: ihr habt eigentlich nicht gewollt, aber es ist trotzdem gekommen! So war es 80 Jahre lang. Anfangs zwar ging vieles besser, aber nachher — .... der Bismarck war doch ein toller Kerl! Als der kam, haben wir gedacht, das sei auch nur so ein Ritter mit viel Metall und wenig drin, aber ... ihr wißt gar nicht, wie anders es war, ehe man von Bismarck etwas wußte.

War denn das die schönste Zeit Ihres Lebens?

Ach das ist so lange her! Manchmal denke ich, das hätte ich alles in einem früheren Dasein mitgemacht. Ihr wißt ja kaum noch etwas vom Jahre 1848, ich zwar auch nicht! Ich war aber damals schon ein ganz nettes Kerlchen.

Wie es beim Horaz wohl heißt: vixi puellis nuper idoneus et militavi non sine gloria; ich war vor Zeit den lieben Mägdlein kein Spielverderber und auch sonst ein strammer Bursch!

Apropos Horaz! Das war doch ein richtiger Dichter! Es gab zwar eine Zeit, wo man von ihm nichts mehr wissen wollte. Mit der Schätzung der Poeten geht es auf und nieder. Überhaupt ist das Poetische dem Wandel unterworfen. Haben Sie meine Gedichte gelesen?

Ich habe öfter angefangen.

So so? Nun Sie haben anderes zu tun! Es war das für mich die Verdoppelung meiner Tugend. Man muß zunächst für sich selber dichten und dann erst für die anderen. Manche haben mich einen Dichter genannt. Das trifft aber doch nicht ganz. Ein vollständiger Dichter darf nichts anderes sein als das, er darf nicht Rechtsanwalt werden und Abgeordneter und was die Leute sonst aus mir gemacht haben.

Es haben sich aber viele Menschen an Ihren Gedichten erquickt.

Ja, es war eine schöne Zeit bei der „Gartenlaube"! Damals war auch die Politik noch idealer als jetzt. Die Menschen waren einfacher und den Gefühlen mehr ergeben. Wir gingen drauf los, als ob wir den Frühling in der Tasche hätten.

Vater Traeger, Sie sind doch im Grunde ein großartiger Mensch!

Das haben mir die Leute bei meinen verschiedenen Jubiläen auch schon gesagt!

Und es ist wahr!

Ich bin nie so bescheiden gewesen, nichts von mir zu halten, aber wenn man so viele Größen hat steigen und fallen sehen, dann spricht man mit dem vortrefflichen Prediger Salomo: alles ist eitel!

Darf ich sagen, was ich an Ihnen groß finde?

Es wird mich sehr interessieren!

Sie sind einer der treuesten Menschen, die es in diesem veränderungsreichen Zeitalter gegeben hat! Fast alle Ihre Zeitgenossen haben sich verändert, Sie aber sind geblieben! Manchmal habe ich gedacht, daß Sie allein von allen lebendigen Menschen noch die Sprache sprechen, die vor 60 Jahren gesprochen wurde. Sie sind wie ein tadelloses Instrument, daß seinen Ton hält, mag das Wetter sein, wie es will.

Ja, ich bin kein Nationalliberaler geworden!

Daß Sie doch immer heimlich mit denen sich zanken!

Teurer Freund, unser tragisches Schicksal ist der Nationalliberalismus gewesen. Das war der Liberalismus der schwachen Nerven. Und da es so viel schwache Nerven gibt, —

Aber Sie haben doch auch gute Freunde da drüben!

Früher noch mehr gehabt als jetzt, aber diese Partei hat uns zerbrochen! Man muß der Freiheit ganz dienen; sie ist nur eine. Alle Zerwürfnisse, unter denen wir gelitten haben, kommen von dieser Seite, die immer die Umfälligen an sich gelockt hat.

Und doch braucht der Liberalismus auch einen rechten Flügel!

Ich bin mit Eugen Richter gegangen. Freunde habe ich überall gehabt, aber das ewige Nachgeben habe ich nie vertragen können.

Richter war aber doch als Mensch sehr anders als Sie!

Weihen wir ihm ein dankbares Andenken! Ihr wißt nicht, was er alles durchgemacht hat! Und ein Charakter war er eben doch! Er ist manchmal auch über mich hergefahren; solche Männer aber müssen ihre Härten haben.

Standen Sie denn aber zur Sozialdemokratie nicht immer schon anders als Richter?

Persönlich habe ich zu Bebel und anderen Genossen schon seit den sechziger Jahren ein viel besseres Verhältnis gehabt, aber vom sogenannten Marxismus habe ich auch nichts wissen wollen. Das ist eine Phantasie! Und wo ist denn die Freiheit, wenn alles vorgeschrieben werden soll?

Wir haben Sie aber in allen diesen letzten Jahren immer links gefunden, auch bei sozialpolitischen Gesetzen.

Es ist mir als ein Unsinn erschienen, die Menge deshalb politisch herabzusetzen, weil sie einige törichte Sätze im Programm hat. Wenn wir das gleiche Wahlrecht in Preußen hätten, wäre der Marxismus zu Ende. Wenn

mich etwas freut, so ist es, daß ich an richtiger Stelle für das Wahlrecht habe sprechen können. Und dann gibt es wirklich nette Leute darunter. Ihr dürft die Verbindung nicht abreißen lassen! Man hätte zeitiger in dieser Art etwas tun sollen.

Und wie ist es mit den Frauen?

An den Frauen habe ich achtzig Jahre studiert, aber die kennt keiner.

Ist Ihnen die Frauenbewegung im Grunde sympathisch?

Was? Ja, ja! Für alle paßt sie nicht. Manche Frau ist nur so lange schön, als sie keine öffentlichen Bewegungen macht. Aber die lieben Frauen wollen nun einmal Rechte, und was sie wollen, das tun wir als Kavaliere.

Ist das Ihr ganzes Bekenntnis? Nachdem Sie tausendmal die Frauen haben leben lassen, —

Ich will Ihnen etwas sagen: man wird ernsthafter, wenn man lange lebt. Bei der elsaß-lothringischen Verfassung wollte ich für das Wahlrecht der Frauen stimmen. Dann habe ich es bei der Abstimmung wohl nicht richtig gehört, aber es ist so gut, als ob ich es getan hätte. Ich habe es in der Partei gesagt. Das war mein letztes Lied auf die Frau.

Und die Partei?

Die Partei ist jetzt viel besser, als sie zeitweise gewesen ist. Ich weiß wohl, daß ihr noch manche Dummheiten machen werdet, aber ohne Dummheiten gibt's keinen Fortschritt. Die Einigung ist eine Tat, die vieles Alte wieder gut macht.

Und Sie waren dabei unser Attinghausen!

Den Attinghausen hat Schiller mit wenigen Strichen klug gezeichnet. Überhaupt hat er große Gestaltungskraft.

Und hohen Sinn!

Die Politik muß mit der ganzen Kultur im Bunde sein.

Und Sie waren es, der uns diesen Bund verkörperte, Sie, unser lieber alter Meister.

Und jetzt bin ich also im Himmel?
Ja, lieber Vater Traeger, und doch möchten wir, Sie wären noch bei uns, denn solche Menschen helfen das Leben ertragen. 1912

Theodor Mommsen

Nun ist auch Mommsen entschlafen; nun ist der alte, ehrwürdige, unendlich weise und feine Kopf zur Ruhe gekommen, in kurzem Leiden nach einem Leben voll Rüstigkeit und fabelhafter vielgestaltiger Leistung. Es waren zwei Totenfeiern, bei denen ich ihn zuletzt gesehen habe, bei der Gedenkfeier für Rickert und am Sarge von Rösicke. Er war aber älter als beide, der letzte große Mann aus der männerschaffenden Zeit von 1848: Sein werden liegt vor der Revolution. Er ist 1817 geboren, ein Schleswig-Holsteiner, ein Urdeutscher in Abkunft und Trotz, ein Mann, auf den Fichtes Wort von Anfang an gepaßt hat: Deutsch sein heißt frei sein! Nie ward er Geheimrat. Auf der Höhe des Ruhmes blieb er der Mann des Protestes gegen das Gewordene. Im Bismarckischen Zeitalter war er der Geist historischen Widerspruches gegen den Zwingherrn der Historie. Er war und blieb ein alter Liberaler, ein „Sturmgeselle", aber keiner von den kleinen, die in den Winkeln versauerten, sondern ein ganz großer, urlebendiger, der mit dem Rüstzeug seiner Kenntnis der Jahrtausende die Schwachheiten der Gegenwart vor dem Richterstuhl der Geschichte verklagte. Mir ist ein Abend unvergeßlich, wo er im privaten Kreise frei über die arm gewordene Gegenwart sprach. Nicht jedes einzelne Wort war sein ganzes Bekenntnis. Deshalb würde es auch unrecht sein, solche einzelnen Worte zu wiederholen. Was aber der Gesamtton der Aussprache war, läßt sich zwar sagen, aber nicht in seiner eigenen merkwürdig historisch-

persönlichen Prophetenart. Er hielt den Schaden der Bismarckischen Periode für unendlich viel größer als ihren Nutzen, denn die Gewinne an Macht sah er für zweifelhafte vorübergehende Werte an, die bei dem nächsten Sturm der Weltgeschichte wieder verloren gehen können, die Knickung der Persönlichkeiten, des deutschen Ich-Geistes, aber hielt er für ein Verhängnis, das nicht wieder gut gemacht werden kann. Niemals habe ich so sehr empfunden, was für Geist und Geister unter die Räder des Bismarckschen Wagens gekommen sind, wie an diesem Abend. Mommsen war der Getreueste der Getreuen in seiner politischen Jugendfarbe, treu wie der Stamm, aus dem er hervorging. Deshalb sind seine politischen Kundgebungen oft so wenig von der Tagesmeinung verstanden worden. Er war die Stimme eines Prinzips, das zeitweise schlafen gegangen war, die Stimme des Rechtes der Völker und des Volkes inmitten des Cäsarismus.

Es ist tief interessant, über Mommsens Verhältnis zu alten und neuen Cäsaren nachzudenken. Eins seiner Worte lautete: Daß Gott Macht und Verstand gleichzeitig gegeben hat, ist in der Geschichte kaum einmal vorgekommen. Das sprach in ihm gleichzeitig der alte Achtundvierziger und der Historiker, der die Schwächen der Großen in tausend Dokumenten las. Und doch steht er vor Cäsar selbst bewundernd still und beschreibt im 5. Bande seiner römischen Geschichte den Zustand der Provinzen des römischen Reiches in einer Weise, die niemals zu dem Schlusse führt, daß das Imperatorentum der Tod des Lebens sei. Über die römischen Kaiser selbst hat er nicht geschrieben. Sein großes Jugendwerk behält diese Lücke für alle Zeiten. Der alte Liberale kam nicht dazu, Geschichtsschreiber der Cäsaren sein zu können. Und derselbe Punkt stand zwischen ihm und der Neuzeit. Er wollte keine cäsaristische deutsche Geschichte. Das widersprach seinem Empfinden und er war — ein Wissenschaftler ersten Ranges mit Temperament erster Höhe.

Immer wieder, wenn man an ihn denkt, hat man das

Problem vor sich: der Mann, der auf seinem Gebiete und weit über dasselbe hinaus geradezu alles wußte, war durch das unendliche, fast gespensterhafte Wissen nicht unpersönlich geworden. Er war nicht der Gelehrte wie er im Buche steht. Inmitten zahlloser Bücher blieb er Seele, stark an allem beteiligte Seele. Bis in seine letzten Tage hinein ging das Miterleben. Die Obstruktion im Reichstag und der sozialdemokratische Parteitag haben den alten Mann bewegt wie nur irgend einen jungen. Sein Wort über Bürgertum und Sozialdemokratie ist in aller Erinnerung. Ihm war der Liberalismus zu lau, zu feig geworden. Er wollte den Geist seiner ersten Hoffnungen noch irgendwo wieder rauschen hören, ehe er starb. Es war wenig Hoffnung, die die letzten Zeiten ihm brachten. Es war aber viel, was er mit seiner seelischen Unverwüstlichkeit uns allen gab.

Die Fachblätter werden uns in den nächsten Wochen noch einmal einen gesammelten Eindruck davon geben, was Mommsen den Philologen, den Juristen und vor allen den Historikern gewesen ist. Sein Arbeiten war Legion. Er konnte um den einzelnen Buchstaben feilschen, ob er richtig war oder falsch, und konnte gleichzeitig Linien durch ganze Weltgeschichtsgebiete ziehen, die vor ihm Nebel waren. Diese Zusammenfassung von Fleiß und Genialität war staunenerregend. Es ist anzunehmen, daß nie wieder jemand auftaucht, der das Römertum so kennen wird, wie dieser Ehrenbürger der ewigen Stadt. Er ist in diesem Sinne wirklich der letzte Römer gewesen. Aus den Steinen hob er altes Leben, damit wenigstens ein Volk der Weltgeschichte aktenmäßig gebucht sei. Kein Volk hat soviel unvergängliche Dokumente als eben dieses Volk, und keins bietet so sehr die Musterformen für alles geschichtliche Verständnis. — Mommsen war der Verwalter des unvergänglichen Nachlasses des ersten europäischen Herrschervolkes, ein Verwalter, der groß genug war für die Schätze, die durch seine Hände liefen.

Die weitaus überwiegende Mehrzahl der Volksgenossen,

auch der Gebildeten, kann den Einzelwert der Mommsenschen Arbeiten nicht beurteilen. Wir stehen vor der Gesamterscheinung und freuen uns, daß sie uns gehört. Mommsen gehörte zu den sehr wenigen Deutschen, deren Kopf weit über die Landesgrenzen hinaus gesehen wurde. Er gehörte zur Bildung aller europäischen Völker, aber sein Boden war eben doch unser Volkstum, unsere Geschichte und unsere deutsche wissenschaftliche Vergangenheit. Deshalb bewegt sein Tod unzählig viele Gemüter. Wir merken, daß sein einfaches Nichtmehrdasein uns allen fehlen wird. Einmal mußte ja schließlich der Tod, der alle Geschichte und alle Geschichtsschreiber begräbt, auch zu ihm kommen. Wir danken es ihm, daß er solange gezögert hat. Dies Leben kam zu seiner vollen Reife, wenngleich er nicht alles so erlebte, wie seine Seele selbst es suchte.

1903

Karl Schrader

Gebet am Sarge.

Ewiger Gott, Vater des Lebens, von dem, in dem und zu dem alle Dinge sind, an Dich hat unser lieber teurer heimgegangener Freund geglaubt. Er glaubte nicht an das, was Menschen über Dich sagen, sondern an Dich. Er glaubte nicht, weil es von irgend jemand so vorgeschrieben ist, denn er war ein freier Mann, der allein als ein einzelner seinen Weg zu gehen pflegte, wenn er es für recht hielt. Er glaubte an Dich mitten im Getriebe der Welt und gefüllt mit den Erkenntnissen des Zeitalters als ein stiller Prophet großer und ewiger Geheimnisse.

Vater des Lichtes, wir sahen das Leuchten Deines Glanzes in seinen Augen. Wie Du Deine Sonne lässest aufgehen über die Bösen und über die Guten, so war auch er von

gleichbleibender Güte über Gerechte und Ungerechte. Er kannte die Menschen in aller ihrer Schwachheit, Kleinheit und inneren Dürftigkeit und hörte doch nicht auf, für sie zu sorgen und ihnen zu dienen. Und wie Du nicht schläfst und schlummerst und Dein unendliches Werk nie ruht, so war er treu und unermüdlich bis in die letzten Tage seines hohen gesegneten Alters. Daß wir so ihn kennen durften, daß er so unter uns weilte, dafür danken wir Dir.

Du Leiter der Geschicke der Völker, der Du den Geschlechtern sterblicher Menschen vorzeichnest, wann und wie sie leben sollen, Du gabst ihm, vieles zu schauen und an vielem gestaltend zu helfen. Du stelltest ihn an den Eingang einer neuen Zeit und ließest ihn Wege bahnen für neue Gemeinschaft der Menschen. Du stelltest ihn zwischen Stationen als einen Vermittler des Friedens und zwischen die Lenker und die Masse des eigenen Volkes als einen Mann des Rechtes und der Versöhnung. Du ließest ihn zu denen gehören, die nicht rückwärts schauen in vergangene Zeiten, sondern machtest ihn zu einem Vorbild derer, die die Zukunft suchen. Dafür danken wir dir.

Du ewiger heiliger Geist der Wahrheit, der immer wieder neu ausgegossen wird über die Seelen suchender Menschen, du machtest ihn zum Feinde alles Truges und aller inhaltlosen Wiederholungen vergangener Klänge, Du machtest ihn aufrichtig und ehrlich, wie wir selten einen Menschen fanden, einen geduldigen Entdecker neuerer Klarheit, einen treuen Verteidiger derer, die um der Wahrheit willen angefochten werden.

Du Geist der Liebe und des Erbarmens gabst ihm ein Herz für alle Not, immer täglich neu erwachenden Trieb des Helfens und eine offene Hand, so daß er nicht sich selber lebte, sondern hingegeben war an den Dienst der Brüder und Schwestern. Dafür danken wir Dir.

Und so kommen wir denn alle, denen er Helfer, Berater, Freund und Vater war. Und es sind ungesehen viele

bei uns, die mit uns um ihn trauern. Wir alle vergessen in dieser Stunde, was uns sonst trennen mag, und geloben, daß die Ziele seines Lebens und der Geist seines Wirkens nicht verloren sein sollen. Das geloben wir, ehe seines Leibes Hülle bricht.

Und da er nun zu seinen Vätern versammelt werden soll, sprechen wir, wie unsere Väter sprachen: „Vater unser, der Du bist im Himmel."

So fahre dahin! Erde zur Erde, Asche zur Asche, Staub zum Staube, Feuer zum Feuer, Seele zur Seele! Das ewige Licht leuchte dir! Der Herr aber behüte deinen Ausgang und Eingang von nun an bis in Ewigkeit — Amen.

1913

Theodor Barth

Vor dem Sarge dieses bedeutenden Mannes muß man an sein ganzes Leben denken und darf nicht bei den Kämpfen seiner letzten Jahre stehen bleiben. Ein bedeutender Mann ist er gewesen, nicht ein Mann starker äußerer Erfolge, aber ein Mensch von Klugheit, Ehrlichkeit, Energie und wahrer Begeisterung. Obwohl wir uns in den letzten zwei Jahren in Beurteilung der politischen Lage nicht mehr so gut gegenseitig verstanden haben wie in dem früheren Zeitraum und dadurch leider auch persönlich weniger Gelegenheit gehabt haben, über alle Tagesfragen in alter Weise uns auszutauschten, so ist doch auch in diesen für beide Seiten schweren Zeitläuften das absolute Vertrauen zur Person von Dr. Barth nie einen Augenblick wankend geworden, und wir alle, die wir mit ihm zusammengestanden haben, verlieren in ihm einen Freund, dem unsere Dankbarkeit und hohe Wertschätzung auch nach seinem schnellen und unerwarteten Tode völlig ungetrübt erhalten bleibt. Es stirbt mit ihm ein Liberaler, wie

es wenige gibt, ein Vertreter der reinen Idee der politischen und wirtschaftlichen Freiheit, dessen Wort und Gegenwart zu allen Zeiten als eine Gewissensweckung gegenüber allen Versuchen politischer Mattigkeit und Schlaffheit gewirkt hat.

Wenn er an seinem Schreibtisch saß, so blickte die Marmorbüste seines verehrten älteren Freundes Bamberger auf ihn herab als eine Erinnerung an frühere größere Zeiten des Liberalismus. Er hat noch zur Gemeinschaft der älteren deutschen Liberalen gehört als eines ihrer jüngsten Glieder, und gern und oft erzählte er von der Fülle von Geist und Vielseitigkeit, die bis in die erste Hälfte der achtziger Jahre hinein im linken Flügel der liberalen Parteien vorhanden war. Liberalismus war ihm nicht eine Interessenvertretung, sondern einzig und allein das Bekenntnis zur Weltanschauung der Bürgergleichheit und Geistesfreiheit. Welchen Spott hatte er für alle Versuche, den Geist behördlich ordnen zu wollen! Er war Freihändler von reinem Wasser, darin ein echter Bremenser, und ein Bewunderer des englischen Premierministers Gladstone. Überhaupt spielte das Vorbild Englands und Amerikas für ihn eine große Rolle. Er kannte diese Länder und sah ihre politische Größe als Folge ihrer freien Einrichtungen an. Das ist es neben manchem andern gewesen, was ihn immer mit Professor Brentano verbunden hat. Im Kampf gegen die Zölle hat er tapfer an der Seite der Sozialdemokratie sich gehalten (so wenig gerade er von sozialistischen Gedankengängen berührt war), weil er die Überwindung der Zollerhöhungen ohne radikales Massenaufgebot für unmöglich hielt. Ursprünglich war er Antisozialist aus Liberalismus und dann wurde er Bundesgenosse der Sozialdemokratie wiederum aus Liberalismus. Das führte leider dazu, daß er den Wert der liberalen Gemeinschaft unterschätzte; aber jetzt, wo wir einen Kranz auf sein Grab legen müssen, haben wir nicht zu beurteilen, wieweit er damit seiner eigenen Lebensidee genützt hat, sondern wollen nachdenkend begreifen, wie er gerade aus seiner politischen Natur heraus so handeln

mußte. Er war niemals stark von Rücksichten auf Parteimehrheit und Disziplin beeinflußt, ein alter Liberaler auch darin, daß er lieber seinen eigenen Weg für sich allein ging als um der andern willen sich zu fügen. Aus lauter solchen Individualisten lassen sich keine Parteien machen, aber in seiner Ungebundenheit lag seine ihm eigne Wucht und Größe. Und wenn er „der letzte Liberale" sein sollte, so wollte wenigstens er es bleiben, selbst dann, wenn er damit nur „ein Säemann demokratischer Ideen für die Zukunft" sein konnte.

Theodor Barth war eine eigne Mischung von strengem Verstand und innerem Feuer. Im gewöhnlichen Gang der Dinge war er nüchtern, klug, rechnend, ein Logiker mit scharfen Begriffen und voll bezwingender und bisweilen auch verletzender Ironie; aber wenn dann Gespräch oder Rede auf grundlegende Fragen kam, hob er sich gleichsam über sich selbst empor, seine Augen leuchteten, und die Worte flossen ihm vom Munde. In solchen Augenblicken vergaß man oft, was er sagte, vor innerer Mitfreude an der Art, wie er es sagte. Wie oft habe ich an seinem Ofen gestanden und von dort aus zu ihm hinübergeschaut, wenn er prophetenhaft ausführte, was aus Deutschland werden könnte, wenn wir an Stelle des Fürsten Bülow einen Mann wie den Engländer Robert Peel besäßen! Er hielt wenig vom gegenwärtigen Regiment, gedachte aber stets ehrend und dankbar des Reichskanzlers Caprivi. Sein Verhältnis zu Bismarck enthielt trotz ehrlicher Achtung vor der wunderbaren politischen Technik dieses Riesen viel scharfe Kritik. Von da an, wo er als Bremenser Sachverständiger am Bundesrat in jungen Jahren sich Bismarck gegenüberstellen mußte, hat er einen gewissen festen Trotz gegen den Allgewaltigen behalten, der Handelsfreiheit und Bürgergesinnung zerdrückte. Ich erinnere mich einer Nacht, in der wir von Kolberg nach Berlin heimwärts fuhren, und in der er fast nur von Bismarck gesprochen hat, mit sehr vielem politischen Verständnis, aber ohne teilnehmende Wärme. Bismarck erschien ihm doch schließlich

als die Verkörperung des reinen Machtinstinktes, dem gegenüber die Ideale der Humanität als die besseren und höheren Ziele verteidigt werden müssen.

Er hat mit Rickert zusammen Heer und Flotte bewilligt und trennte sich um einer militärischen Frage willen von Eugen Richter; aber Militarist ist er trotzdem nicht gewesen. Dazu stand ihm der internationale Gedanke zu hoch. Wie alle Freihändler der älteren Schule, glaubte er an die friedliche Verständigung der Völker und hat selbst viel in diesem Sinne getan. In den letzten Jahren hat er öfter einer schrittweisen Abrüstung das Wort geredet. Er selbst war ein guter Deutscher; aber weil er Deutschland als Kulturland zu sehen wünschte, bekämpfte er allen Rassenkampf und Antisemitismus mit großer Leidenschaft. Es schien ihm eine Herabwürdigung unsrer Nation, wenn wir kleinliche Unterschiede zwischen den Staatsbürgern machen sollten. Alle sollen Steuern zahlen, alle sollen das Vaterland verteidigen, alle sollen volle Bürgerrechte genießen!

Als Schriftsteller war er reich an allgemeiner Bildung, knapp und elegant in der Form, spitz und scharf im Angriff, unermüdlich im Gestalten und Überzeugen. Fünfundzwanzig Jahre lang hat er „Die Nation" herausgegeben, eine Wochenschrift, deren gesammelte Bände ein wichtiges Stück Zeitgeschichte enthalten. Diese Zeitschrift stand durch ihren Herausgeber auf der Höhe einer allgemeinen die Länder überschauenden Bildung und hat für viele treue Leser den besten Inhalt ihres politischen und persönlichen Lebens geboten. Theodor Barth schrieb ebenso über Staatsfragen wie über Kunst- und Literaturerlebnisse mit Glanz und Feinheit, wie wenn der klassisch gebildete Künstler den Marmor in der Hand hat. Und wie hat er erzählen können! Sachlich und doch voll miterlebender Leidenschaft!

Uns, die wir ihn nahe gekannt haben, ist es schwer, ihn nicht mehr unter den Lebenden zu wissen. Die Augen, die so manches Mal mühsam arbeiten mußten, sind nun im Tode

geschlossen. Es ist aber, als sollten wir ihm nochmals die Hand geben und ihm danken, wie wir es an seinem 60. Geburtstag getan hätten, wenn er nicht vorher hinweggenommen worden wäre. Ehre seinem Andenken!

1909

Rudolf Sohm

Im Alter von 76 Jahren starb der Leipziger Rechtslehrer und deutsche Politiker R. Sohm, ein Mann von seltener Klarheit und Reinheit des Denkens und Wollens, stark genug, seinen eigenen Weg im Leben zu gehen, ein Meister der Begriffsbildung und Dialektiker ersten Grades, dabei eine fromme einfache menschliche Seele.

Was er *als Jurist* geleistet hat, wurde bei der Totenfeier in der Leipziger Universitätskirche von Professor Schmidt mit festen Strichen gezeichnet. Ein Höhepunkt seines Lebens war die Mitwirkung an der Herstellung des Bürgerlichen Gesetzbuches, wobei er im Unterschiede von seinem Vorgänger Windtscheid die Grundsätze germanistischer Rechtswissenschaft bevorzugte. Mit wundervoller Kraft des Gedankens verfaßte er den ersten Band des Kirchenrechtes, dem nun leider kein zweiter mehr folgen wird. Umstritten zwar ist alles, was er schrieb, denn überall verwarf er bisherige gangbare Meinungen, aber es scheint, als ob seine kirchen- und rechtsgeschichtlichen Auffassungen durch die weiteren Forschungen jüngerer Arbeitskräfte erfolgreich unterstützt werden. Er hatte Wissen und Phantasie zugleich und besaß eine höchst eindringliche Form der Darstellung. Ein großer Teil deutscher Juristen ist durch seine lebendige Schule gegangen.

Hier aber beschäftigt uns mehr, wie er *als Mann des öffentlichen Lebens* gewirkt hat. Er gehörte noch zu der leider fast verschwundenen Art der politischen Professoren,

bei denen die Menge des Wissens den Trieb zum Volke und zur Tat nicht erdrücken. Sohm war innerlichst überzeugt, daß von den Hochschulen aus ein wesentlicher Teil der Regierung getan werde. Obwohl Jahrzehnte inzwischen verflossen sind, höre ich noch seine Worte: „Was die Gebildeten wollen, das geschieht! Es geschieht nicht, was die Masse will, auch nicht, was die Könige wollen, denn beide brauchen, um überhaupt wollen zu können, Gedanken, die dort entstehen, wo die Gedanken verbreitet werden!" Dieses Bekenntnis eines unverfälschten Idealismus ist vielleicht nicht das allerletzte, was auf dem Gebiet der öffentlichen Willensbildung gesagt werden kann, denn auch die Gedankenarbeiter müssen ihren Rohstoff irgendwoher empfangen, aber sicher liegt in dem Sohmschen Glauben an das unzerstörbare Vorzugsrecht der Geisteswissenschaften eine Wahrheit, die allen bloßen Materialismus überdauern wird.

Indem nun Sohm die Bildungsschicht mit politischer Weltanschauung erfüllen wollte, war er von Haus aus konservativ und ist es in gewissem Sinne auch dann noch geblieben, als seine Hände sich weit hinein ins demokratische und sozialistische Gebiet erstreckten. Auch im einstigen nationalsozialen Verein blieb er immer rechter Flügelmann. Er glaubte an Autorität, Macht, Ordnung und Pflicht. Was ihn aber zuerst von dem konservativen Hintergrunde abtrennte, war seine Stellung zum Verhältnis von Staat und Kirche. Aus tiefer unverlierbarer Frömmigkeit heraus machte er einen starken Unterschied zuerst zwischen Glauben und Kirche und dann zwischen Kirche und Staat. Jede dieser drei Erscheinungen soll ihren eigenen Lebensgesetzen folgen und darf nicht an eine andere gebunden werden. Sohm war Gegner alles dessen, was sich unter der Formel von „Thron und Altar" verbirgt. Darum war er Gegner der falschen romantischen Idee vom christlichen Staat. Auf dem Kongreß für innere Mission in Posen 1895 führte Sohm einen denkwürdigen Kampf gegen die von Hofprediger Stöcker und anderen kirchlichen

Führern vertretenen Ideen. Sein Gedankengang war etwa: Der Staat ist ein Heide! Er trägt das Schwert, und sein Werkzeug ist der Zwang! Darum kann es keinen christlichen Staat geben, kein christliches Gesetz, keine christliche Wirtschaftsordnung und auch keinen christlichen Sozialismus!

Etwas Ähnliches führte Sohm ein Jahr später bei der Gründung des nationalsozialen Vereins in Erfurt aus: „Das Christentum fordert Scheidung des Geistlichen vom Weltlichen. Wo die Kirche das nicht befolgt hat der Politik gegenüber, hat sie unendlich durch ihre Verquickung des Christentums mit der Politik leiden müssen . . . Darum gibt es auch nur eine nationale Sozialpolitik, keine christliche!"

Wie tief diese Darstellungen Sohms auf die innere Entwicklung der evangelischen Kirche in Deutschland gewirkt haben, läßt sich heute noch besser beurteilen als damals. Wenn ich an dieser Stelle persönlich reden darf, so hat Sohm mich, wie auch viele andere, genötigt, begriffliche Klarheit auf einem Lebensgebiete zu suchen, auf dem gerade der gute Wille den Klarheiten gern ausweicht. Es war für uns, die wir von der Religion her in die Politik eintraten, nichts Kleines und Leichtes, den Übergang vom christlichen zum nationalen Sozialismus zu finden. Weil aber Sohm sah und wußte, welche Krisis und Zersetzung mitgebrachter Vorstellungen er in den Kreisen der damaligen jungen Evangelisch-sozialen anrichtete, entzog er sich auch der moralischen Pflicht nicht, uns beim ideellen Aufbau des nationalsozialen Vereins tatkräftig zu helfen. Er überragte uns alle an Lebensalter, öffentlicher Stellung und innerer Fertigkeit. Mit welcher rührenden Sorgfalt hat er damals auch die kleinen Dinge des politischen Vereinslebens behandelt!

Begreiflicherweise konnte es nicht ausbleiben, daß gegen die autoritäre und nicht proletarische Grundauffassung Sohms von den radikaleren Gliedern unseres damaligen Kreises Einwendungen erhoben wurden. Auf Parteitagen wurde über den Gegensatz zwischen Sohm und Göhre gerungen, und ein

Teil des Grundes, warum die Form der kleinen nationalsozialen Partei nicht aufrechterhalten werden konnte, lag in diesen Meinungsverschiedenheiten. Es werden aber alle Teilnehmer jener Tage noch heute ohne Ausnahme voll von Bewunderung sein, wenn sie der Kraft und des Prophetentums gedenken, mit dem Sohm den Zusammenschluß des sozialen und des nationalen Entwicklungsgedankens verkündete. Er hatte seine eigene Art von deutschem Staatssozialismus, die weniger volkswirtschaftlich begründet, aber rechtlich und psychologisch tiefer erfaßt war als die vorhergehenden Gedankensysteme von Rodbertus und Adolf Wagner.

Als germanistischer Rechtslehrer brachte er einen großgedachten Begriff von Staat und Volkstum mit: der Staat sind wir alle! Wir sind es, auch wenn wir nicht wollen, aber unsere Pflicht ist es, Staat sein zu wollen! „Um unseres Volkes willen sind wir Politiker! Das Volk ist unser geborener Herr! Weil wir dem Volk gehören, sind wir dem Volk die Hingabe unseres Lebens und der Volksordnung, d. h. der Rechtsordnung Gehorsam schuldig. Fordern wir eine Änderung dieser Rechtsordnung, so können wir sie nur im Namen des Volkes fordern. Weil die heutige Verteilung der Machtverhältnisse das Volk krank macht, fordern wir ihre Änderung zwangsweise. Treiben wir Sozialpolitik, so können wir sie nur für das Volk treiben, in seinem Namen." (Siehe Martin Wenck, Die Geschichte der Nationalsozialen von 1895 bis 1903; Verlag der „Hilfe". 1905.)

Solange der nationalsoziale Verein bestand (bis 1903), hat Sohm trotz beginnender körperlicher Schwierigkeiten sich eifrig an seinen Tagungen beteiligt. Beim Aufgeben des selbständigen politischen Vereins trat er warm für Übergang zum Linksliberalismus ein, blieb mit vielen der alten Freunde in treuer Verbindung, beschränkte aber seine öffentliche Tätigkeit, um nur bei größeren Fragen sein gewichtiges Wort noch in die Wagschale zu legen. Am kräftigsten tat er das für die Verbesserung des sächsischen Landtagswahlrechtes. Immer aber

war bei jedem Zusammentreffen seine Hauptfrage: wie steht es um die vaterländische Entwicklung der Sozialdemokratie? An diese hat er zwanzig Jahre früher geglaubt als die meisten übrigen Mitglieder des Bürgertums. Daß sie kommen werde, war ihm nie zweifelhaft. Deshalb erlebte er auch den 4. August 1914 mit ganzer Seele.

Zwei seiner Söhne sind vor ihm den Kriegstod gestorben, und nun legt auch er sich hin zum langen Schlafe. Es ist zum Erstaunen, daß sein zarter durchgeistigter Körper die Last seiner Arbeiten solange ausgehalten hat. Wir danken ihm für alles, was er uns gewesen ist. 1917

Charles Hallgarten

Diesen Mann gekannt zu haben, bedeutet für mich einen Gewinn meines Lebens, und deshalb folge ich der Aufforderung gern, über den Heimgegangenen einige Worte der Dankbarkeit und Erinnerung zu sagen. Der Verstorbene hat mir in einer der schwersten Zeiten meines öffentlichen Wirkens entscheidend geholfen, ohne daß ich von mir aus daran gedacht hatte, ihn um Hilfe zu bitten. Von da an hat sich ein persönlicher Verkehr entwickelt, der mich je länger desto mehr in seine Seele und in die Methode seines Arbeitens hineinschauen ließ. Ich habe manche stille Stunde bei ihm gesessen und über fast alles mit ihm geredet, was an sozialen oder politischen Problemen unsere Gegenwart bewegt.

Hallgarten war ein erfolgreicher Geschäftsmann gewesen und stand durch die Verwaltung seines bedeutenden Vermögens in beständiger Beziehung zu den verschiedensten Zweigen des industriellen und kapitalistischen Getriebes. Seine Hauptarbeit hatte sich in Nordamerika abgespielt; dort hatte er die Wechsel menschlichen Schicksals an sich selbst erlebt, hatte organisiert,

gerechnet, Eisenbahnen gebaut, hatte Volkswirtschaft großen Stiles erlebt und getrieben. Er kannte die Kräfte der modernen Entwicklung in zwei Erdteilen und war mit den leitenden Personen des wirtschaftlichen Gesellschaftssystems vielfach in direkten Beziehungen gewesen.

Von da aus besaß er einen Überblick, wie er durch bloße theoretische Studien nie gewonnen werden kann. Er war kein theoretischer Volkswirtschaftler, ließ sich zwar gelegentlich gern etwas volkswirtschaftliche Theorie vortragen und hatte an Theoretikern wie Brentano und Sombart sein Wohlgefallen; aber seine volkswirtschaftlichen Ansichten formulierte er in oft sehr knapper und einleuchtender Weise für sich selber. Er hat die Wirtschaftskrisen meist sehr richtig in ihrem Kommen und in ihrem Verlaufe beurteilt. Im Grunde war er Freihändler, wußte aber sowohl für Amerika wie für Deutschland auch gegenteilige Strömungen zu würdigen, wie er denn überhaupt eine Geduld in der gerechten Abwägung entgegengesetzter Meinungen besaß, die mich oft in Verwunderung gesetzt hat. Sein Wirtschaftsideal war die freie Entfaltung aller verfügbaren Kräfte. Wiederholt hat er ausgeführt, welche ungeheuren Schätze und Werte sowohl im Boden der Erdkugel wie im Menschentum der zivilisierten und zivilisierbaren Nationen noch der Auferweckung warten. Insbesondere der Gedanke, daß der Mensch im Durchschnitt viel wertvoller gemacht werden kann, als es herkömmlicher Weise geschieht, kehrte immer wieder. Der Mensch selbst ist das oberste Besitztum der Menschheit! Das ist der Satz, in dem sich bei ihm Volkswirtschaft, Politik und Wohltätigkeit berührten.

Hallgarten war liberal. Er hielt nicht allzuviel vom Liberalismus als einem System von fertigen Lehrsätzen, aber er war als Person so sehr liberal, wie mir nur je ein Mensch vorgekommen ist. Er war Kapitalist, aber kein Interessenvertreter des Kapitals, sondern ein Mann, der gelegentlich bis an die Grenzen des exakten Sozialismus ging in seiner Kritik der vorhandenen Kapitalmächte. Jedenfalls stand er den Ver-

tretern des sozialistischen Gedankens vielfach freundschaftlich nahe, und es haben bei ihm Sozialdemokraten immer als Menschen gegolten, deren Streben mindestens dieselbe Achtung verdient wie jede andere gute Tendenz. Mancher bekannte deutsche Sozialdemokrat wird mir dieses bestätigen können. Es haben sich in der Stube Hallgartens vielerlei Leute getroffen, Minister, Kirchenräte, Rabbiner, Abgeordnete, Finanzleute, Literaten, Künstler, Männer, Frauen, Projektemacher und Notleidende, viele, die etwas von ihm haben wollten, auch solche, die nur sein Geld haben wollten und nichts sonst von ihm. Und in der Mitte dieser vielen Anforderungen sahen wir ihn immer ruhig, geduldig, klar im Zuhören und Antworten, ein Mann des Pflichtbewußtseins gegenüber den Aufgaben, die er sich selbst stellte. Manchmal ist er mir wie eine Art Beichtvater der Zeitsorgen vorgekommen. Er half vielen Leuten mit Geld, aber fast nie nur mit Geld. Immer dachte er erst selbst die Frage durch, die an ihn herangebracht wurde.

Daß Hallgarten Jude war, war für ihn keine Nebensache, sondern ein Erklärungsgrund seines Wesens. Er selbst stand ja hoch über allen gewöhnlichen Angriffen und viel zu fest in der Achtung seiner Mitbürger, als daß er persönlich hätte empfindlich sein sollen, aber er hatte ein starkes angeborenes Mitgefühl für alle jüdischen Nöte im Inland und Ausland. Alle großen israelitischen Hilfsorganisationen haben seine Mitwirkung kennengelernt. Ich habe öfter mit ihm über die zionistischen Fragen eingehend gesprochen. Er war kein Zionist und pflegte das scharf zu betonen, weil ihm der Zionismus als eine Art von jüdischem Partikularismus erschien. Insbesondere wollte er nichts von der Hinlenkung der Juden nach Palästina wissen, da er von der Unwirtschaftlichkeit dieses Landes überzeugt war und für ihn die besondere Mystik der heiligen Orte wenig besagte. Mit Wärme und fast mit Begeisterung sprach er aber von der Überführung östlicher Juden nach Amerika. Dort soll die Not der galizischen und bessarabischen Juden zur Ruhe kommen, weil alles Menschenleid zur

Ruhe kommt, wo Freiheit waltet. Er nahm es lächelnd an, als ich sagte, er sei amerikanischer Zionist.

Wenn nun Hallgarten nur für die Juden gesorgt hätte, so wäre dieses schon an sich ein Werk der Humanität gewesen; aber die Not des Judentums war für ihn nur der Übergang gewesen, um alle Menschheitsfragen praktischer Art überhaupt in Angriff zu nehmen. Er war über seine Konfession hinausgewachsen, ohne ihr untreu zu werden. Seine Religion war, wenn ich so sagen darf, das Wohltun und Helfen an sich. Er war ein Virtuose in praktischer Humanität, kein Mann des rednerischen Pathos und kein Fanatiker für irgendeine Sonderbestrebung, aber fabelhaft vielseitig in hunderterlei Hilfe. Ich habe mit ihm Arbeiterwohnungen besucht, Schulen, die neuen Frankfurter Akademieräume, Lesesäle, habe mit ihm über Zeitungsgründungen verhandelt, über Gesetze, Enqueten, Statistik gesprochen, über Gewerkschaften, Genossenschaften und Parteitage, und immer war er unterrichtet und kannte Einzelfragen. Das alles war ja aber doch nur ein Ausschnitt dessen, was ihn beschäftigte. Meist wurden ganz konkrete Dinge erörtert: die beste Art, eine Arbeiterwohnung zu heizen, die Fassung eines wesentlichen Paragraphen in einem Statut usw. Und nur ganz selten, etwa am Schlusse eines Tages, ging er auf die allgemeinen Grundlagen seines sozialen Wirkens ein, auf seine Erfahrungen mit den Menschen. Dann habe ich ganz still zugehört, denn mir war es andächtig zumute, wenn dieser Mann, dessen Güte so unendlich oft mißbraucht worden ist, über Dankbarkeit und Undankbarkeit der Menschen zu reden anfing. Er hatte die Ansicht, daß der unfertige und ungereifte Mensch gar nicht eigentlich dankbar sein könne und daß man unrecht tue, es von ihm zu verlangen. Es sei falsch, als Ziel des Wohltuns einen psychologischen Befriedigungszustand anzusehen, sei es nun für das Subjekt oder für das Objekt der Hilfstätigkeit. Das Entscheidende sei das Objektive, die Steigerung der in den Menschen liegenden Leistungskräfte. Wenn diese gelingt, dann hat die Hilfe ihren Zweck erreicht.

In der Politik unterstützte Hallgarten verschiedene liberale und soziale Richtungen und ließ sich dadurch nicht allzusehr anfechten, wenn diese Richtungen unter sich gewisse Differenzen hatten. Es lag nicht in seiner Art, irgendeine Gruppe von sich aus bestimmen zu wollen, sobald er nur die Empfindung hatte, daß lebensvoll gearbeitet wurde. Dabei aber besaß er eine gewisse gütige Ironie für die Kleinlichkeiten der sich bekämpfenden Verwandtschaften, sei es nun innerhalb der Armenpflege oder der Frauenbewegung oder der linksliberalen Parteien. Überhaupt muß man ihn als stillen Vertreter der erst kommenden, aber leider längst noch nicht vorhandenen neuen deutschen Linken ansehen, der Mehrheit von Bebel bis Bassermann. Im Sinne dieser Mehrheit erkundigte er sich nach den sozialdemokratischen Revisionisten ebenso wie nach den Vereinen der Jungliberalen. Ein besonders gutes Andenken bewahrte er für Rickert. Mit lebhaftester Teilnahme verfolgte er die Bemühungen zur Einigung der Linksliberalen. Den Abend nach unseren ersten Konferenzen haben wir bei ihm zugebracht, und bis in die letzten Wochen vor seinem Tode ließ er sich alles gern berichten, was es an Zweifeln, Schwierigkeiten und Hoffnungen der Einigung gab. Er war kein aktiver deutscher Politiker, denn er blieb amerikanischer Staatsbürger; aber er glaubte mit ganzer Seele an die zukünftige deutsche Freiheit. Ein wohltuender Optimismus ging von seinen kleinen, hellen Augen aus. Wieviel haben sie gesehen! Nun sind sie geschlossen. Wie vielen haben sie geleuchtet. Nun sind sie müde geworden.

Requiescat in pace!

1908

Wilhelm Liebknecht

Man mag gegen die Revolution von 1848 alles mögliche Schlechte sagen, eins muß man ihr lassen, daß sie eine männer-

schaffende Zeit gewesen ist. Es gab von da an eine Generation mit dem Ehrentitel der „alten Achtundvierziger", ein sehr gemischtes Kollegium, aber doch ein Trupp von Leuten, die eine Ahnung von dem hatten, was Politik ist. Ob sie damals für oder gegen den Erbkaiser, preußisch oder großdeutsch gedacht hatten, verblich im weiteren Werdegang des neuen Reiches, sie verstreuten sich in alle Arten und Abarten liberaler Parteien, aber es war etwas Mark in ihnen aus den Tagen, wo es schien, als ob das Volk souverän werden könnte. Erst von 1848 an hat Deutschland politische Personen, die der ganzen Nation gehören. Man kann, wenn man will, selbst Bismarck unter die Achtundvierziger einrechnen, wenngleich er weit genug vom neuen Geiste jener Tage entfernt war. Sein politisches Ingenium fand sich selbst, als er seinen König damals hilflos sah, und im Kampfe gegen die Revolution lernte er die umstürzlerische deutsche Nationalidee als die Kraft der Zukunft kennen, die dem Preußentume nötig war. Mehr als er selber aber stammten einige seiner tüchtigeren Arbeitskräfte aus dem tollen Jahre. Die Mehrzahl der Parlamentarier, mit denen er das Reich schuf und gegen die er kämpfte, trugen ihre politische Farbe vom März 1848. Es war ein Menschenschlag, der einmal wenigstens im Leben politisches Pulver gerochen hatte, jene Helden freiheitlichen und vaterländischen Wortes, zu deren Füßen wir heutigen ohne solchen Sturm und Drang aufgewachsen sind. Langsam gingen diese Alten zu Grabe. Schließlich standen nur zwei von damals noch einsam da, der eine rechts, der andere links: Miquel und Liebknecht. Es gab eine Zeit, wo sie beide an demselben Strange zogen, aber — lang, lang ist's her! Miquel hat Liebknecht überdauert, er ist ja auch weniger durch Gefängnis strapaziert als der zähe „alte Rebell" aus dem Hessenlande. Auch sachlich hat bis heute Miquel über Liebknecht gesiegt, denn eben ist das Agrariertum an der Hand des einstigen Bauernaufwieglers von Göttingen im Aufsteigen und droht das zu ersticken, was 1848 der Traum der opfervollen Jugend war, das große,

freie deutsche Volk! Aber ob schließlich nicht doch, geschichtlich angesehen, Liebknecht der Stärkere von beiden bleibt, das ist die Frage. Als die schier endlose Welle des Berliner Proletariats vor wenigen Monaten an den Friedhofsmauern brandete, die Liebknechts, des „Alten", Reste umschließen sollten, da sah es nicht aus, als sei die Lebensarbeit des letzten namhaften Kämpfers vom badischen Aufstand zu Ende. Die „Stadt der Intelligenz" begrub eine ihrer populärsten Gestalten, Abschied nehmend von ihm und damit vom Jahre der Revolution, nicht aber von den bleibenden Tendenzen seines Lebens.

Man kann eigentlich nicht sagen, daß Liebknecht ein großer Geist war im Sinne der gewaltigen Denker, die den Köpfen eines Zeitalters ihren Stempel aufdrücken. Gewiß ist richtig, was einmal in einer Debatte auf sozialdemokratischem Parteitag, wo ärmere und unverständige Genossen ihm den nur relativ hohen Gehalt von etwa 7000 Mark beschneiden wollten, geantwortet wurde, daß er „hätte Professor werden können". Aber als Professor würde er vermutlich kein Kant oder Hegel gewesen sein. Er reicht als wissenschaftliche Gestalt nicht entfernt an die zwei Londoner Denker heran, an denen er sich schulte, Marx und Engels. An exakter, geschichtlicher und volkswirtschaftlicher Bildung stehen eine ganze Anzahl der jüngeren und weniger volkstümlichen Literaten seiner Partei über ihm. Unstät und flüchtig auf Erden, geschoben und getrieben von eigenem Eifer und polizeilicher Gewalt, fand er wenig Ruhe, in den Schacht des Wissens tief hinabzusteigen. Er hinterläßt keine gedankenzeugende Literatur, die ihn als Sondererscheinung im deutschen Geistesleben lebendig erhält. Er schrieb ja gewandt und viel, oft etwas polternd in blechern dröhnender Sprache, oft aber auch mit dem intimen Reiz eines Mannes, der kleinen Erscheinungen in der Natur und des Volkslebens etwas eigenes abzugewinnen weiß, aber bedeutend, konstruktiv hat er nie geschrieben. Dazu fehlte der Hintergrund. Was er sachlich bot, war Popularisierung des Marxismus, und zwar seiner Generalideen, nicht seiner zahlreichen interessanten und

divergierenden Einzelwege. Auch als Redner kann er keineswegs mit seinem langjährigen Kampfgenossen Bebel gleichgestellt werden. Ich habe allerdings Liebknecht nicht vor seinem 60. Jahr reden hören, von da an aber oft genug, um mir ein Urteil über seine Redneranlage als solche zu bilden. Er sprach weniger zum Hörer als für sich selbst, bestrebt, sich auszureden, gleichgültig, ob er das augenblickliche Bedürfnis und den Bildungsgrad der Versammelten traf. Bisweilen war es schwer, in seinen langen Reden den Faden einer klaren Disposition zu finden. Als Reichstagsredner gehörte er nicht zu denen, die das schwer zu fesselnde Korps der Volksvertreter zu jenem absoluten Stillschweigen brachten, das Windthorst, Bennigsen, Miquel, Bebel erreichten. Es fehlte an individuellem Geist. Liebknecht war nicht stark genug veranlagt, um jeder einzelnen seiner Äußerungen die Marke eines unverkennbaren, Gehör fordernden Ich mitzugeben. Natürlich redete er, der alte Volksredner und Parlamentarier, trotzdem besser als die ganze Gesellschaft von kleinen Lokalrednern, die von ihm und Bebel in den siebziger Jahren überhaupt erst lernte, was Volksrede über öffentliche Dinge sei. Nicht mit Unrecht aber machte irgend jemand bei Liebknechts Tode darauf aufmerksam, daß er mehr nach Art der Franzosen als nach der der Deutschen seinen monotonen Wortfall regelte. In seinen letzten Jahren gab es in Berlin Versammlungen Liebknechts, in denen sich die Genossen offenbar langweilten, doch natürlich am Schluß dem Redner, weil er es war, rauschenden Beifall spendeten.

Worin also beruhte das Geheimnis seiner Persönlichkeit, die unzweifelhaft achtenswert, aber nicht sehr bedeutend war? Um diese Frage zu beantworten, muß man bis zu den Anfängen seiner Wirksamkeit zurückgehen. Er war der erste literarische Berufsagitator des neudeutschen Proletariats. Lassalle, der Unvergessene, war durch das Arbeiterleben gegangen wie Apollo durch Böotien, Arbeiterführer, aber nicht selbst Arbeitstier. Auch Schweitzer, Lassalles Nachfolger, war kein Bruder der Leineweber, die er vertrat. Liebknecht aber hungerte unter Umständen

selber, er trug die Last, deren Volkstribun er war, auf eigener Schulter, sein persönliches Versenken in die Lebenslage der armseligen Arbeiter der von der Sozialdemokratie zuerst bearbeiteten sächsischen Textilbezirke war anders als die parfümierte Volkstümlichkeit der Gräfin Hatzfeld, die Lassalles geistigen Nachlaß theatralisch zu verwalten suchte. Liebknecht war der erste „Akademiker", der politisch-proletarisch empfand. Sein Groll gegen die herrschenden Klassen war persönlich echt, denn auch er war unter dem Druck. Von da aus woben sich innere Fäden zwischen diesem vom Schicksal und den Amtsgerichten hin und her geworfenen Wandervogel und den ärmsten und dabei hoffnungsvollsten ersten Elementen der deutschen Arbeiterbewegung. Es ist falsch, wenn man annimmt, daß Liebknecht in den sächsischen Handwebern zwischen Mulde und Zschopaufluß sofort das ganze Programm seines fernen Meisters Karl Marx geistig erstehen lassen konnte. Auch Bebel war ja 1867 noch keineswegs ganz „zielbewußt". Diese beiden, zusammen mit dem längst vergessenen Schraps, agitierten ebenso mit alten großdeutschen und sächsisch-partikularistischen Ideen wie mit dem neuen Evangelium des proletarischen Internationalismus und ihre Volksverkündigung quoll von Kontrasten und Utopie. Indem sie sich in die unerhörte Agitation unter den verhungertsten Söhnen Deutschlands hineinwagten, lernten sie erst selbst Politik und Volkswirtschaft in ihren Zusammenhängen kennen.

Aus meiner Kindheit her kenne ich den Boden, auf dem die Sozialdemokratie der deutschen Marxisten entstand, und in mein Vaterhaus hinein schlugen die Wellen der Liebknecht-Bebelschen Agitation, schon ehe der Hochverratsprozeß ganz Deutschland auf die zwei gefährlichen Verführer aufmerksam machte. Heute kann man sich trotz des schwankenden Wohlbefindens der dortigen Textilindustrie kaum einen Begriff machen, wie gering die Lebenshaltung der alten Hausweber war, die die Grundlage für den sozialdemokratischen Begriff „Proletarier" abgegeben haben. Was uns der Dichter G. Hauptmann in seinem Drama „Die Weber" zeigt, ist etwas, was alle die, die den Anfang der

deutschen Sozialdemokratie erlebt haben, nicht erst von bezahlten Plätzen aus kennenzulernen brauchen. An diese Menschen hat Liebknecht geglaubt, ihnen hat er gesagt, daß sie das Glück auf die Erde bringen würden, wenn sie einig wären. Dieser Glaube, so traumhaft und phantastisch er scheint, war seine Lebenskraft. Von ihm aus versteht man den „Alten".

Heute ist es ja nicht schwer, an eine Zukunft der Industrieproletarier zu glauben, wo Deutschland bald mehr ein Arbeiterland als ein Bauernland ist. Damals aber, im Beginn unserer Industrieentwicklung, als wir industriell weiter zurück waren als heute Ungarn oder Rumänien, damals im Erzgebirge zu sagen: ihr seid der Beginn einer gesellschaftsumgestaltenden Entwicklung! das war eine Leistung, die in ihrer Art einzig ist. Wenn die fabelhafte Industrieentfaltung des Bismarckschen deutschen Reiches, das Liebknecht nicht wollte, nicht gekommen wäre, so wäre er ein schlechter Prophet gewesen, und würde verdorben, verstorben sein wie so mancher vor ihm, der ebenso wie er Krieg den Palästen und Friede den Hütten predigte. Die Zeitentwicklung gab ihm aber in der Hauptsache recht: sie schuf erst die Menschensorte, deren Programm er brachte. Er hat das Programm nicht erfunden. Marx und Engels haben es im Mittelpunkt der modernen Welt, in London, angesichts des englischen Fabrikwesens, als Weltprogramm der Arbeiter erdacht. Er aber brachte es über den Kanal und kam gerade zur rechten Zeit. Andere hätten vielleicht dasselbe tun können, er aber hat es getan. Das war sein Eingreifen in die Geschichte.

Er hat Glück gehabt trotz aller zeitweiligen Mißgeschicke, Glück auch darin, daß er einen Mitkämpfer fand, der Gaben hatte, die ihm abgingen, Bebel. Schon darin, daß er dem Geiste Bebels die feste Lebensrichtung überbrachte, hat er sich um das Aufsteigen des deutschen Arbeiterstandes verdient gemacht, denn selbst der grimmigste politische Gegner dieses Mannes wird nicht leugnen wollen, daß in Bebel die erste Generation sozialistischer Industriearbeiterbewegung in Deutschland ihren vollsten Ausdruck gefunden hat. Bebel ist, was

Liebknecht nicht war, eine Persönlichkeit, in der eigener Saft pulsiert. Als Zwischenperson aber zwischen Marx und Bebel hat Liebknecht seinen nicht unwesentlichen Platz. Bebel hat vor kurzem im „Wahren Jakob" Erinnerungen an Liebknecht veröffentlicht, die an Ernst und intimem Gehalte mehr bieten als man in dem sozialdemokratischen Witzblatt sucht. Man sieht sie beide vor sich: Liebknecht, der ohne Geld eine Zeitung kauft, und Bebel, der froh ist, daß die Polizei die Zeitung eher verbietet als sie in sich zusammenbricht, Bebel und Liebknecht zusammen, die als Gefangene in Hubertusburg Radieschen bauen und Zeitungsartikel für die Außenwelt schreiben, deren staatsgefährliche Härten von Liebknecht geschärft und von dem praktischeren Bebel abgeschliffen werden.

Praktisch konnte man Liebknecht kaum nennen. Er hätte von sich sagen können: „Wär' ich besonnen, hieß' ich nicht der Tell!" Es lag in ihm etwas von einer Verachtung der Wirklichkeit, in der ebensoviel Stärke wie Schwäche vorhanden war. Er selbst hat gesagt, daß er kein Gefühl für die Gefahr besitze. Darum war er auch kein Diplomat. Für eine Politik, wie sie die Arbeiterklasse bei ihrem weiteren Erstarken lernen wird, ein Handeln um den einzelnen Vorteil von Fall zu Fall, war er von allen Köpfen der ablaufenden ersten sozialdemokratischen Periode am wenigsten geschaffen. Je mehr deshalb aus der welterneuernden Sekte die industrielle Partei wurde, desto weniger lag die eigentliche Führung der Dinge in seiner Hand. Als Machtfaktor innerhalb seiner Partei hat er schon lange nichts mehr bedeutet. Gemacht wird Politik von Menschen, die anders zum Augenblicke stehen als er. Was war ihm der Augenblick, die Tagesfrage? Von ihr flog der Blick sofort in die unabsehbaren Weiten der weltgeschichtlichen Perspektiven seines Meisters. Er verkörperte „das Programm". Wenn man Programmreden brauchte, Eröffnungsreden, Kundgebungen voll Pathos, die zu nichts verpflichten, dann hatte man keinen Vorzüglicheren als ihn. Er glaubte sein Programm, und was nicht neu war, wurde in

den letzten Zeiten versilbert durch das wallende Haar eines malerisch geformten Greisenkopfes. Die Welt muß sich nach dem richtig erkannten Prinzip gestalten, sie muß! Daß sie bisweilen nicht will, stört den echten Programmmenschen wenig, denn schließlich muß sie doch! Außer allzustarken Einzelworten hat Liebknecht in seinem langen öffentlichen Leben wenig zurücknehmen müssen. Die Welt änderte sich, er aber nicht, und wenn er noch zehn Jahre weiter gelebt hätte, so würde er nicht nötig gehabt haben, etwas Grundsätzliches zu lernen. Wozu die Einzelheiten der Nationalökonomie studieren? Wozu die täglichen Verschiebungen der äußeren Politik beobachten? Es bleibt ja doch im Grunde alles beim alten, und Marx hat das alles schon vor vierzig Jahren genau gewußt!

Einen ganz merkwürdigen Beweis seiner Unberührtheit durch die Weltgeschichte gab Liebknecht vor einigen Jahren auf dem sozialdemokratischen Parteitag in Hamburg. Er las einen alten Brief von Marx vor, in dem dieser sagt, daß erst Polen wieder frei und selbständig sein müsse, ehe das westeuropäische Proletariat zur Freiheit gelangen könne. Nach Verlesung des Briefes sagte Liebknecht: „Genossen, auf diesem Standpunkt stehe ich noch heute!" Das ist fabelhaft konservativ von ihm gewesen, geradezu verblüffend treu! Weil seine Jugend und sein erstes Mannesalter von der Polenfrage voll war, blieb ihm einfach der Freiheitskampf der Polen die Vorbedingung des demokratischen Fortschrittes überhaupt. Wer ihn so stehen sah, den Brief in der Hand, das Polenbekenntnis auf der Lippe, der wußte, daß hier der Himmel einstürzen könnte, ohne dies Gehirn, so lange es lebt, zu stören. Ungestört ist er auch hinübergegangen in die jenseitige Gesellschaftsordnung, stets bis zuletzt bereit, die Todeszuckungen des Kapitalismus zu schauen. Im Verlag des „Vorwärts" ist von dem sozialdemokratischen Redakteur Eisner ein kleines Heft über Liebknechts Leben erschienen, in dem angedeutet wird, daß er in der Tat die Wirren in China noch kurz vor seinem Tode als das Ereignis angesehen hat, das den Krach

der alten Gesellschaft bringt. Das sieht ihm ganz ähnlich. Ein halbes Jahrhundert hat er an die endgültige Verfaultheit des bürgerlichen Gesellschaftswesens geglaubt. Es wurde in der Tat endlich Zeit, daß die Geschichte ihm recht gab.

Mehr als einmal, auch in dem genannten Hefte, ist gesagt worden, Liebknecht habe in der äußeren Politik eigene Ideen gehabt. Daß er von äußerer Politik etwas wußte, ist gar nicht zu bestreiten. Schon sein langjähriger Aufenthalt in London und seine Vertrautheit mit den modernen Fremdsprachen machten es ihm leicht, in Deutschland, wo wenig Kenntnis auswärtiger Politik verbreitet ist, einen Vorzug vor der Mehrzahl der übrigen zu haben, aber freilich, was er in Leitartikeln und Reden als äußere Politik gab, war nichts als die völlig unpolitische Idee von den Völkern, die aus sich heraus die Menschheitsharmonie schaffen, sobald sie nur erst die Tyrannen gestürzt haben. Im Lichte dieser Idee sah er die Dinge. Daß England heute etwas völlig anderes ist als vor vierzig Jahren, daß der englische Arbeiter mit hipp, hipp, hurrah für Chamberlain wählt, daß der ganze schöne Traum von der kanonenlosen Kulturgemeinschaft Westeuropas unheimlich ausgeträumt ist, das hat er nicht mehr in sich aufgenommen. Es hatte etwas Rührendes und Trotziges zugleich, wenn er als Ankläger derer auftrat, die die Weltgeschichte anders machten, als sie gehen sollte. Obgleich der Materialist zu sein behauptete, hatte Liebknecht gegen diese ein sehr idealistisches Pathos. Sie waren ihm Schurken und Verbrecher und Dummköpfe, wie sie in der alten guten Zeit nicht hätten gefunden werden können.

Niemand wird von einem Mann, der von allen Wölfen gebissen wurde, volle Objektivität verlangen, aber es gibt eine Grenze, wo Dogmatismus und Parteiverbissenheit verhängnisvoll werden. Franz Mehring hat einmal beim Tode Treitschkes ausgeführt, wie er diesen preußischen Hofhistoriker habe bekämpfen müssen, wie er aber trotzdem seine eigene Gabe anerkenne. In demselben Sinne hat Mehring auch Bis-

marck behandelt. Bei Liebknecht war aber von solcher hinter dem Kampf ruhenden Objektivität keine Rede. Er glaubte wirklich im Ernst, daß Bismarck nur die Gehirnweite eines mittleren Unteroffiziers besaß. Das, was die Außenwelt als gräuliche Tirade empfand, war, so merkwürdig es klingen mag, für Liebknecht nur die Konstatierung eines Tatbestandes, an dem nur Dummköpfe zweifeln können. Er hat von Bismarck nichts gelernt, Bismarck allerdings auch wenig genug von ihm. Bismarck war gewiß kein Mann, der den Gegner ehrte und schonte, aber Liebknecht war geradezu ein Verächter der Gegner. Jener suchte sie mit Gewalt zu töten, dieser mit seiner Idee. Mehr als man es im einzelnen nachweisen kann, mag Liebknecht sich als persönlichen Widerpart Bismarcks empfunden haben. Er hatte die Aufgabe, die Truppe der Humanität gegen den klotzigen Barbaren zu mobilisieren, der an die Stelle des französischen Dezembermannes getreten war. Als darum Bismarck aus dem Amt entlassen wurde, jubelte Liebknecht endlos: wir haben ihn verjagt! Wie das gemeint war, wurde niemals ganz klar, da es doch sicher nicht Angst vor der Sozialdemokratie war, was zu Bismarcks Entlassung führte, eher eine gewisse zeitweilige Zuneigung zur sozialen Bewegung, aber Liebknecht fühlte sich als den, der auf dem Platz geblieben war, als Bismarck gehen mußte. Seit Bismarcks Sturz fehlte ihm die große Wand, gegen die er anzurennen gewohnt war. Fast möchte man sagen, daß, wenn Bismarck noch länger hätte wirken können, Liebknecht noch länger gelebt haben würde. Sein ganzes Denken war auf exakten Gegensatz geaicht. Er blieb eben der alte Rebell, mochten auch die Zeiten sich ändern.

Dem Nationalgeist Bismarcks gegenüber war er der Kopf des Internationalismus in Deutschland. Was es mit diesem Internationalismus auf sich hat, ist für den heutigen Menschen, selbst für den heutigen Sozialdemokraten, schwer praktisch zu erfassen. Mit bloßen vielsprachigen Kongressen und Resolutionen ist das, was in der kleinen auserwählten Marxgemeinde lebte, keineswegs gesagt. Die deutschen Revolutions-

flüchtlinge in London aßen nach unerhörten Opfern, die sie für die Freiheit ihres Volkes gebracht hatten, inmitten einer großen fremden Kultur das Brot der Verbannung. Ihr Heimatgefühl war durchkreuzt von dem Groll gegen die heimatlichen Staaten. Noch pochten ihre Pulse von der Aufregung von 1848. Mit wenig Macht und wenig Geld fühlten sie sich durch ihre gewaltige Idee von der Völkerbefreiung und Völkerverbrüderung aus dem Kleinleben, das sie zurückgelassen hatten und das doch wieder in London an alle ihre Türen klopfte, emporgetragen bis zu der schwindelnden Höhe, von der aus Nationen, Staaten, Geschichtsperioden wie Hügelketten tief drunten im Lande der Sklaven liegen. Es war Poesie, Glaube, Phantasie, was sie die Misere überwinden ließ, eine tolle, merkwürdig unhistorische, aber geistvolle, blitzende und blendende Art der Philosophie, die für uns Heutige bereits altfränkisch ist und deren schwere Eisenketten und ehernen Morgensterne nur wenige der jetzt Lebenden auch innerhalb der Sozialdemokratie noch zu tragen vermögen, eine in steifer Dialektik vorgetragene Romantik der Revolution, aber allerdings, es war Methode in der Sache, man baute sich sein eigenes Begriffssystem und schuf sich seine eigene Sprache, eine Sprache volksloser, ökonomischer Allgemeinbegriffe. Wie sehr man bei dem allen unter englischem Einfluß stand, war den Beteiligten nicht klar. Sie wollten nicht engländern, wenn sie sich einen Internationalismus ausdachten, in dem die Ausgebeuteten aller Länder eine heilige Alliance der Freiheit gründeten. Ihre Illusion war an sich innerlich rein gedacht, wissenschaftlich reinlich formuliert und enthielt in ihrer Mitte den Jugendtraum der tapferen Studenten aus Gießen, Elberfeld und Düsseldorf. In ihr lebte und webte Liebknecht und mit ihr brachte er Ordnung in das Chaos der Lassalleschen Hinterlassenschaft. Mit seinem Internationalismus tötete er den demokratischen Partikularismus bei Bebel und Genossen, ohne mit Schweitzer „bismärckisch" werden zu müssen. Er fand so eine scheinbar unendlich inhaltreiche, mystische Formel, die das politische Interesse

212117

weckte, ohne zu direktem politischem Handeln zu nötigen. Wie wenig Sachinhalt diese Formel hat, kann man heute jeden Tag sehen, aber agitatorisch war sie von höchstem Werte, und gerade das brauchte Liebknecht. Ihm war sein Internationalismus ein Feuer, das in seiner eigenen Seele brannte und mit dem er Gemüter, die bisher unpolitisch gewesen waren, zu lichter Lohe zu entzünden wußte. Im Munde von Leuten, die aber den Internationalismus des Exils nicht wie er erlebt haben, wird alles das, was man bei alten Achtundvierzigern begreift, zur merkwürdig altertümelnden Tracht. Man lese jetzt den „Vorwärts" über China.

In der inneren Politik hat Liebknecht wenig Einzelarbeit geleistet. Er hat einmal, zur Zeit des norddeutschen Reichstages, sich gegen den Parlamentarismus überhaupt erklärt, aber diese Übertreibung des radikalen Prinzips später selbst zurückgezogen. Für die Arbeiterfrage im einzelnen, Arbeiterschutz, Versicherungswesen, Gewerkschaftsbewegung und ähnliches ist er nie mit eigenen maßgebenden Arbeiten hervorgetreten. Er vertrat alle diese Dinge, wenn es in der Agitation nötig war, aber alle Fortschritte von Tag zu Tag, von Paragraph zu Paragraph waren ihm doch im Grunde zu kleinlich. Er besaß bei weitem nicht die praktische Einzelkenntnis Bebels. Darum war er auch bei den verschiedenen Debatten, die das letzte sozialdemokratische Jahrzehnt anfüllen, fast nie bei den Praktikern. Wenn er jetzt eben auf dem Parteitag in Mainz noch gelebt hätte, würde er gegen die Beteiligung bei Landtagswahlen gesprochen und gestimmt haben. Einmal nur war Liebknecht, ich weiß nicht wie, unter die Praktiker geraten. Auf dem Parteitag in Breslau sprach er für das Landprogramm, aber allerdings in eigener Weise. Ein einfacher sozialdemokratischer Delegierter erzählte damals, er habe gegen das Landprogramm gestimmt, weil Liebknecht, den er am meisten verehre, dagegen sei. Aber Liebknecht, so wurde ihm erwidert, habe ja dafür geredet! Das sei, so sagte er, richtig, aber er glaube doch, den Liebknecht richtig verstanden zu haben. Es

ist wahrscheinlich, daß der Mann recht hatte. Unter den gedruckten Arbeiten Liebknechts finden sich nur zwei mit volkswirtschaftlichen Einzelfragen und unter diesen nur eine von tieferem Erfassen des Problems zeugend, eine Arbeit von 1869 oder 1870 über die Grund- und Bodenfrage. Meist schrieb er rein politische Kampfschriften. Eine besondere Lieblingsidee Liebknechts war daneben die vom Proletariat selbst zu beschaffende Arbeiterbildung. Er hat viel für die Berliner Arbeiterbildungsschule getan, allerdings ohne großen Erfolg. Unermüdlich aber prägte er den Arbeitern ein: Wissen ist Macht — Macht ist Wissen!

Und was ist nun, wenn man mitten im Fluß der Ereignisse so fragen darf, das Resultat seines Lebens? Er schaute am Ende seiner Tage über zwei Millionen sozialdemokratische Wähler, deren einer Hauptführer er war; diese zwei Millionen verehrten ihn und sahen sein wallendes Greisenhaar als ihre Fahne an. Für einen Mann, der Volksführer zu werden den inneren Trieb besaß, ein glänzender, vielleicht noch nicht dagewesener Abschluß! Die Mühen langer Jahrzehnte waren nicht vergeblich. Wie viel Leute von besten Absichten sind im Sozialismus vor Liebknecht erfolglos zusammengebrochen! Ihm leuchtete die Sonne und er war der Mann, diesen Sonnenschein zu empfinden. Nicht als ob er den Eindruck persönlicher Eitelkeit gemacht hätte! Keineswegs! Aber wenn man ihn in einen Saal voll Volksmasse eintreten sah, wenn alle Augen seine Augen suchten, da kam er, als lache er aller Gefängnisse der Welt, trotz seiner alten Tage von jugendlicher Elastizität. Mißtrauisch bis zum äußersten gegen alle feindlichen Gewalten, war er von hingebendem Optimismus gegenüber der Masse, die ihn umwogte. Es war bisweilen rührend, welche Illusionen er sich über das Maß politischer Kraft machte, das in dieser Menge steckte, aber er glaubte eben an die Menge, das war sein Wesen. So viel man sehen kann, glaubte er auch daran, daß diese Masse bei der reinen Lehre des Marxischen Programms bleiben werde. Welcher doktrinäre Prophet wird

anders denken? Die Folgezeit aber pflegt die Hoffnungen der Programmtheoretiker im ganzen wenig zu achten. Schon heute ist klar, daß die deutsche Arbeiterbewegung sich ihres theoretischen Jugendkleides entledigen wird und muß. So wenig das Bürgertum bei Hegels Staatslehre stehen bleiben konnte, so wenig kann der Proletarier ewig Marxist sein. Mit jedem alten Sozialdemokraten, der sich neben seinen alten Führer in die Erde legt, geht etwas von dem Zeitalter hin, das eine Philosophie über den Köpfen der Arbeiterbataillone schweben sah. Die proletarische Jugend ist systemlos und mißtraut den weitgezogenen Fäden, mit denen ihre Väter umsponnen wurden. Wie schnell oder wie langsam dieser Prozeß der geistigen Umbildung vor sich geht, ist von vielen äußeren Dingen abhängig, daß er aber sich vollzieht, ist sicher. Es kommt ein Geschlecht, das Liebknecht nicht mehr versteht, da es Marx nicht mehr als lebendige Kraft an sich erlebt. Andere Ideale schieben sich an Stelle des internationalen Revolutionsgedankens, eine positive Politik der Masse verdrängt die Spekulation über den Wechsel zweier Gesellschaftsordnungen, der deutsche gelernte Industriearbeiter wird zum Glied der bürgerlich industriellen Welt, in der er wächst, und fängt an, diese Welt mit seinen Schultern zu tragen. Nach der Periode der großen, weltumgestaltenden Träume beginnt eine Zeit begrenzten und erfolgreichen Schaffens. Auf diese praktische Periode schaut dann das Bild Liebknechts herab, als begriffe er das Leben der Seinen nicht mehr. Das ist aber eben Menschenlos. Er hat mit seinen Kräften seiner Gegenwart gedient. Was in der Zukunft liegt, braucht andere Methoden. Mit Liebknechtscher Theorie würde die Sozialdemokratie nicht zum Grundstock einer deutschen freiheitlichen und industriellen Volkspolitik werden können, aber je mehr sie bei aller Dankbarkeit sich von den Lehrsätzen Liebknechts losmacht, desto eher wird sie von den Wolken auf die Erde herniederkommen und aus einer großen Sekte eine politische Macht werden, eine deutsche, vaterländische Volksmacht. 1900

Paul Singer

Über die Person des unter großer Teilnahme zur Ruhe bestatteten Abgeordneten Singer ist jetzt, nachdem alle Zeitungen schon in ihrem Nachruf gewidmet haben, kaum etwas Neues mehr zu sagen. Er wird im Sterben auch von seinen Gegnern mehr anerkannt, als es ihm zu Lebzeiten glücken wollte, ihnen zu gefallen, aber das ist eine stets wiederkehrende Erscheinung: der Parteikampf verhindert die Menschen, sich ohne Nebenrücksichten in ihrer Leistungskraft zu schätzen, und erst, wenn ein Mann seine Hand gegen keinen mehr aufheben kann, wird zugegeben, daß er ein tüchtiger Kerl war. Singer war sicherlich kein großer und bahnbrechender Denker; das hat er nie zu sein beansprucht. Selbst das ist nicht so ganz sicher, wie tief er in die theoretischen Geheimnisse des Sozialismus eingedrungen ist. Er überließ derartige Spitzfindigkeiten andern Leuten, etwa so, wie ein Fabrikant seine Zeichner dazu hat, daß sie Muster erfinden, während er sich nur begnügt, ein Urteil darüber zu besitzen, ob diese Sache gangbar sein wird oder nicht. Alles wurde unter praktischen Gesichtspunkt gestellt und mit Routine, das heißt mit Gewandtheit und Geradheit erledigt. Seine Gewandtheit war in keiner Weise zierlich, sah sogar oft von außen betrachtet schwerfällig und plump aus, aber er beherrschte Geschäftsordnung und Gewohnheitsrecht des Parlamentarismus wie kaum ein andrer. Es gab keinen Präsidenten, dem er nicht zu schaffen gemacht hat, und wenn er sich nicht vor der notwendigen Hofverbeugung gescheut hätte, so wäre er selber sicher bis zum Präsidentenstuhl vorgerückt. Auf sozialdemokratischen Parteitagen konnte man bewundern, wie er die Formen des demokratischen Verfahrens benutzte, um die Vorstandsbeschlüsse zu fördern und zwecklose Anträge verschwinden zu lassen. Ehe es die Antragsteller recht begriffen hatten, waren sie erledigt, und zwar immer ganz korrekt. Noch klingt uns in den Ohren: „Es erfolgt keine Einwendung; somit hat der Parteitag beschlossen".

Als Redner war er gelegentlich etwas breit, besonders in den letzten Jahren. Es fehlte ihm die Knappheit, die aus wissenschaftlicher Begriffsarbeit kommt. Das aber gehörte in gewissem Sinne zu seiner Volkstümlichkeit: er strengte die Hörer nicht übermäßig an und bewies gelegentlich durch einen Weißbierwitz, daß er nicht als Olympier über ihnen throne. Bebel ist stets viel aristokratischer gewesen als der von Haus aus wohlhabendere Singer. Gutmütig aber war Singer, obwohl gerade ihn antisemitische Gegner wie ein menschenfressendes Untier hinzustellen liebten. Er war kein Tugendheld und kein Wohlfahrtsprediger, aber das können ihm alle bezeugen, die mit ihm zu tun gehabt haben, daß er gern bereit war, für nützliche Dinge oder für notleidende Personen etwas Ordentliches zu tun. Sein Sozialismus war eine gewisse, mit Spott gemischte derbe Menschenliebe. Wenn man sich fragt, wie gerade dieser Mann dazu kam, der Sozialdemokratie sein Leben zu widmen, so wird man weniger von Ehrgeiz zu reden haben als vom Wunsch, Menschenglück zu fördern. Das klingt für Fernerstehende sicher unglaublich, weil sie zu viel andres von ihm hörten, aber er war kein Herrenmensch, der deshalb zur Masse ging, damit er über sie herrsche. Im Grunde fühlte er sich wohl, ein einfacher Ausdruck des Mehrheitswillens zu sein. Vom Mehrheitswillen aber erwartete er den Fortschritt. Man kann deshalb nicht sagen, daß er in der Reihe der Marx, Lassalle, Schweitzer und Liebknecht gehört, die der Masse ihren Geist geben wollten, sondern er war trotz seines Geldes ein Stück Masse. Er war insbesondere die Verkörperung der älteren Berliner Sozialdemokratie. Hinter ihm stand der Norden und Osten der Millionenstadt, was ihn aber nicht hinderte, als Privatmensch auch im Westen zu verkehren.

Noch steht Bebel da und überwindet die Mattigkeiten, die auch an ihn heranwollen, immer von neuem. Was er selbst für Nichtsozialdemokraten bedeutet, haben wir und viele andre ihm zu seinem 70. Geburtstag ausgesprochen. Und

ihn herum aber versinkt die erste Generation, die den Aufstieg und die Märtyrerzeit der proletarischen Bewegung selbst erlebt hat. Auch Singer hat seinen Tribut dabei gebracht. Er hat zwar nicht im Gefängnis gesessen, denn er war eben der Praktikus, dem auch im Reden große Gewandtheit in der Verteilung von Grobheit und Vorsicht zu Gebote stand, aber er wurde zweimal ausgewiesen und hat den Kampf gegen das Ausnahmegesetz in allen Arten mitgeführt. Mit dieser ersten Generation fällt eine starke Tradition dahin. Es hört die Zeit auf, in der Marx als Person noch nachwirkt, und in der ein Kreis internationaler Oberführer der proletarischen Bewegung aller Länder die Wege wies. Man darf Singers internationale Bedeutung nicht unterschätzen. Er war mehrerer Sprachen mächtig und konnte sich im Chaos der Internationalität erfolgreich verständlich machen. Wer kann das eigentlich von den heutigen Sozialdemokraten? Viele sind es sicherlich nicht. Die deutsche Sozialdemokratie verliert vermutlich an führendem Einfluß in der europäisch-amerikanischen Gesamtbewegung, und der Internationalismus wird zur bloßen gegenseitigen Streikunterstützung, soweit gerade gemeinsame Einzelinteressen vorliegen. Die Mehrheit der Parteigenossen merkt nicht mehr viel vom länder- und völkerverbindenden Geist der Anfangszeit. Das ist ein natürlicher Vorgang, der langsam, aber sicher dazu führt, daß die deutsche Arbeiterbewegung ihr Leben etwa in derselben Art auffaßt, wie es die englischen Arbeiter tun: starke Gewerkschaftlichkeit bei verminderten Interessen für große Politik. Ob diese Entwicklung auch von unserm Standpunkt aus sehr zu wünschen ist, bleibt dabei eine offene Frage. Wir begrüßen einerseits das Zurücktreten aller Überschwenglichkeiten und Utopien, würden es aber bedauern müssen, wenn an ihre Stelle eine Alltagsrechnerei treten würde, wie es vielfach den Anschein hat, denn die Sozialdemokraten sind nötig zur Niederwerfung der Junker. Ein Sieg der Linken gelingt nur, wenn alle antikonservativen Kräfte geeint werden

und den Willen bekommen, die politische Führung zu übernehmen. Für diese Idee der Linken war Singer nicht zu haben, denn er gehörte noch völlig zur alten Generation der Internationalen. Sein Tod ist eine Schwächung der alten Richtung, ohne daß damit für etwas bestimmtes Neues die Bahn freier geworden wäre.

Deshalb ist es auch von keiner allzu großen Bedeutung, wer ihm in der Parteileitung nachfolgen wird. Es wird sicherlich das eintreten, was man im Staatsbetriebe als Geschäftsministerium bezeichnet, eine Leitung, die nicht selber führen, sondern nur ausgleichen und vermitteln will. Ob das immer möglich ist, wird sich aber erst hinter den Wahlen zeigen, denn bis dahin werden alle andern Interessen durch den Wunsch der Wiedergewinnung verlorener Plätze in den Hintergrund gedrängt. Überall dort, wo die Sozialdemokratie sich dabei gegen Liberale wendet, müssen wir ihr mit aller Entschiedenheit entgegenarbeiten, wie sie ja auch nichts unversucht läßt, um uns zu bedrängen. Der verstorbene Singer war für die Berliner Liberalen ein böser Gegner, und es war nicht immer ein Vergnügen, mit ihm zu streiten, aber trotzdem hinterläßt er wenige eigentliche Feinde. Er ruhe in Frieden!

1911

August Bebel

Bebel ist nach mancherlei Mühsal und Familienleid im Schweizerlande gestorben, sein Herz war zu Ende, seine große Arbeit ist getan, und die Proletarier aller Länder nehmen Abschied von ihrem ersten und größten Führer. Es sind aber nicht nur seine Parteigenossen, die ihm mit einer überwältigenden Anhänglichkeit auf seinem letzten Wege geleiten, sondern auch für zahllose andere nimmt der Tod die Trennungs-

mauer hinweg, und sie sprechen aus, was wir alle, was auch seine Gegner an ihm gehabt haben. In diesem Sinne schreibe auch ich von dem, was er bei aller Gegensätzlichkeit mir gewesen ist.

Solange ich von politischen Dingen etwas weiß, steht Bebel irgendwie mit im Hintergrund. Da ich nämlich in Bebels erstem Wahlkreis (Glauchau-Meerane) aufgewachsen bin, ergab es sich von selbst, daß meine politischen Jugenderlebnisse mit Bebel zusammenhingen. Mein Vater war Geistlicher und als solcher konservativ in dem alten guten sozialen Sinn, wie es Wichern oder Bodelschwingh in größerem Stile gewesen sind. Seine politische Theorie stammte von Stahl, dem Staatsrechtslehrer der patriarchalischen Autorität. Er war staatssozialistisch gerichtet, schon als es sonst noch nicht üblich war. Von da aus hatte er von vornherein gleichzeitig Verständnis und Gegensatz gegenüber Bebel und war einer der ersten, der in jenem Wahlkreise mit ihm debattierte. Ich erinnere mich ungefähr aus dem Jahre 1869, wie unser Vater eines Sonntags sehr ernst und sehr erregt aus einer Versammlung nach Hause kam, in der Bebel im Schlußwort unter dem tosenden Beifall seiner Anhänger (sächsische Volkspartei, erst ungefähr von da an Sozialdemokratie) seine Rede zerpflückt hatte. Das hinderte ihn aber nicht, acht Tage später an einem anderen Orte die Auseinandersetzung zu erneuern. Wie oft die beiden miteinander gerungen haben, weiß ich nicht, und Bebel wußte es auch nicht mehr, doch er erinnerte sich des damaligen geistlichen Widersachers sehr gut, lobte seine Art zu reden, bemerkte aber: „Damals wußten die Herren Theologen weniger Volkswirtschaft als jetzt." Ich sagte: „Und Sie waren damals noch nicht ganz so nett, wie Sie jetzt mit mir zusammensitzen."

Es war keine kleine Sache, dem jugendlichen Bebel entgegenzutreten, denn seine brausende, berauschende Volksberedsamkeit war noch nicht durch die lange Schule des Parlamentarismus hindurchgegangen. Er war Prophet, und die

armen halbhungrigen Leineweber der untergehenden Handwerksindustrie verschlangen ihn mit ihren Augen. Überall wurde von ihm gesprochen. In der Schule hörte ich, wie die Schulkinder als Inhalt einer Bebelschen Rede in derber Verkürzung angaben: „Die Preußen und die Fabrikanten sein Hunde!" Bebel hat später über diese Kennzeichnung gelacht und nur den Wortlaut, nicht aber die Inhaltsangabe selbst beanstandet.

Als ich etwa 16 Jahre alt war, ging ich mit meinem Bruder zu einer Versammlung, in der Bebel reden sollte. Wir standen in fabelhaftem Gedränge, aber alles ging tadellos zu. Der Bürgermeister saß als Aufsichtsperson am Tisch und wartete geduldig mit uns allen eine Stunde oder zwei. Bebel kam nicht, wir gingen auseinander, auf dem Heimweg aber trug der Bürgermeister uns jungem Volke vor, daß Bebel in vielen Dingen gar nicht so unrecht habe. Das war sächsische Stimmung vor dem Sozialistengesetz.

Nicht viel später mag es gewesen sein, als ich Bebel zum ersten Male sah. Er stand auf dem Bahnhof und wurde von einem Trupp seiner Wähler fortgebracht. Er war nach unseren Begriffen elegant angezogen, ganz anders als alle, die um ihn herum waren. Mich hat das damals gestoßen, denn ich dachte mir, der Proletarierführer müsse selber proletarisch sein. Das ist Bebel nie gewesen, und immer, soweit ich ihn beobachten konnte, hatte er mitten in der Masse etwas Eigenes und Zurückhaltendes. Er führte sie, aber er ging nicht in ihr unter. Es ist vorgekommen, daß man ihn deswegen stolz genannt hat. Er selbst redete gelegentlich offen über diese Dinge und bezeichnete sich dann als „besseren Kleinbürger". Aber sein Geist gehörte vollständig, Tag und Nacht, der proletarischen Idee bis zur Ungerechtigkeit gegen andere Gruppen, die des Mitleides und der Staatsfürsorge nicht weniger bedürfen. Aus ihm sprach die erst werdende Seele des deutschen Industrievolkes. So volkstümlich kräftig er redete, so redete er meines Erinnerns

in gewissem Sinne über die Köpfe der Leineweber und Strumpfwirker hinweg, indem er von Zuständen sprach, die damals überhaupt noch nicht fertig da waren. Er floß über von schematischem Marxismus, aber die Hörer merkten wenigstens so viel, daß er ihnen ganz gehörte und daß er ein glückliches nahes Ziel zeigte. Sein Optimismus war noch ungebrochen: die ihr hier steht, ihr werdet es erleben! Heute legt er sich nun zur Ruhe, nachdem er Großes getan hat, und die allermeisten seiner damaligen Hörer schlafen längst schon jenseits aller Gesellschaftsordnung, aber noch heute ist die Wunderzeit nicht angebrochen. In ihm aber brannte das Feuer seiner glühenden Jugend weiter und loderte immer wieder empor. Wer eine Ahnung von Bebels Jungsein hat, der verstand auch leichter, was er am Dresdener Parteitag 1903 wollte: es war die Sehnsucht nach dem Sturmgesang seines eigenen ersten Heldenzeitalters.

Bebel ist später von Glauchau-Meerane zu anderen Wahlkreisen übergegangen und wurde dort ein seltener Gast, aber die Eindrücke seiner ersten Agitationen waren geblieben. Er hat mir mit seinem bewundernswerten Einzelgedächtnis noch vor wenigen Jahren Dörfer und Personen beschrieben, die für uns beide als Erinnerungen in weiter Ferne lagen.

Wenn ich mir aber jetzt das vorstelle, was er vor nun etwa 40 Jahren im Erzgebirge war und tat, so kommt mir der Bibelspruch in den Sinn: Das Volk, so im Dunkeln wandelt, siehet ein großes Licht! Damit ist gar nichts über die Richtigkeit der Bebelschen Reden gesagt. Über diese konnte ich damals überhaupt noch nicht urteilen, und er selbst war ja auch ein anderer als später. Aber die Hauptsache war die Stimmung. Er regte auf, griff an, vergrößerte beides, die Not und die Hoffnung, und zog damit ein armes Geschlecht auf Stunden aus seiner grauen Not heraus. Er selbst war dabei als Mensch und Redner viel mehr als sein Programm.

Und was hat er von damals an alles ausgehalten? Seine Lebenserinnerungen erzählen davon, aber nur diejenigen Men-

schen, die aus eigener Erfahrung wissen, was große Volksversammlungen bedeuten und welche Kraft sie verbrauchen, können einigermaßen nachfühlen, welche Strapazen über den kleinen, zähen Körper dahingegangen sind. Die Gefängniszeiten waren in diesem Leben Erholungen. Er sagte: „Ich würde wohl zugrunde gegangen sein, wenn sie mich nicht öfter zur rechten Zeit eingelocht hätten." Kein anderer deutscher Mensch hat so viel Masse um sich herum rauschen gehört. Und im großen Rauschen wurde er doch nicht berauscht. Es war merkwürdig, wie nüchtern er sein konnte, wenn draußen noch die Wogen seiner Rede weiterrollten. Das war seine Gesunderhaltung. Der Redner fand sich schnell wieder als praktischer Mensch zurecht, wie er denn überhaupt immer Prophet und Kleinbürger zusammen war. Dazu kam, daß seine Frau ihm in den schwersten Kampfesjahren eine geordnete Häuslichkeit erhielt, und daß er, soviel ich mich erinnere, bis etwa in die Mitte der siebziger Jahre noch seine Drechslerwerkstatt hatte. Auf einer Leipziger Gewerbeausstellung stellte er als umkämpfte politische Größe noch ruhig seine vergoldeten Türklinken aus.

Was wäre wohl in Deutschland aus der Marxistischen Theorie geworden, wenn Liebknecht diesen Mann nicht aufgegraben und herangezogen hätte? Er war kein Gedankenschöpfer wie Marx, kam nicht mit der ganzen Rüstung des Jahrhunderts wie Lassalle, war nicht prinzipienfest gebaut wie Liebknecht und kein verschlagener begabter Diplomat wie Schweitzer, den er bis ans Ende haßte, aber er war mehr als sie alle, denn er Fleisch vom Fleisch und Bein vom Bein des Volkes, ein Kind der Volksschule, selber Lehrling und Geselle gewesen, handarbeitend, derb und phantastisch, anschaulich, deutsch. Die Größe der deutschen Sozialdemokratie beruht zum Teil auf dem unbegrenzten Vertrauen, das „Auguste" in der Masse genoß. Einen solchen Mann hat das Proletariat in keinem anderen Lande gefunden. Darum sahen die Sozialdemokraten der Nachbarländer auf ihn hin wie auf einen

Vater. Oft war es rührend und interessant, auf Parteitagen zu beobachten, wie sie alle etwas von ihm wollten. Solange er Kraft hatte, stand er zu Diensten, und dann war er plötzlich verschwunden.

Dieser Agitator des Volkes wuchs nun aber im Laufe eines langen Lebens zum parlamentarischen Führer der zahlreichsten Partei. Er rechnete mit den Ministern und sie mit ihm. Seine Kenntnisse und Erfahrungen wurden sehr umfangreich, und eine ganze Anzahl von Gesetzen entstammen direkt seiner persönlichen Anregung, z. B. die Ordnung der Arbeitsverhältnisse im Bäckereigewerbe. Mochte er in der Rede im Plenum oft mehr allgemeine Agitation betreiben, als an diesen Platz gehört, so war er als Kommissionsmitglied von einer allseitig anerkannten Sachlichkeit. Er war fleißig und ehrlich, zwei einfache Eigenschaften, die aber im Leben viel ausmachen. Es kam vor, daß er Ansichten wechselte und Dinge oder Worte vergaß, aber sein Angesicht war immer klar und konnte es sein. Man wird ihn nicht nur in seiner Partei vermissen.

Ein besonders schweres Stück für Bebel war die Stellung zu den Militärfragen. Er war sozusagen in der Kaserne geboren, hatte offenbar Militärblut in den Adern, besaß Sinn für Technik und Disziplin und interessierte sich lebhaftest für die Verhandlungen der Budgetkommission über alle Teile der Bewaffnung. Wer ihn für einen durchschnittlichen Allerweltsfriedensengel hält, hat ihn nur von ferne gekannt. Von dem Probeschießen in Jüterbog heimfahrend, war er voll Bewunderung für die Leistungen der Artillerie. Dabei aber hielt er als korrekter Marxist und internationaler Zukunftsprophet es für seine politische Pflicht, gegen dieses im Grunde von ihm technisch bewunderte Militär mit allen Mitteln des politischen Kampfes vorzugehen. Er hat gegen alle Kriegsminister und alle Militärvorlagen des Deutschen Reiches geredet. Zugleich war er der wirksamste Ankläger gegen Militärmißhandlungen, selbst wenn er im Einzelfall sich vergriff. Er verweigerte die Waffen, versprach aber, ehrlich wie er war,

im Ernstfalle mitzugehen, wenn Deutschland angegriffen würde. Er überließ der bürgerlichen Gesellschaft die militärischen Bewilligungen, wollte aber nicht als vaterlandslos gelten, weil er es einfach nicht war. Zur Sorte der wurzellosen Internationalen, die auf internationalen Kongressen beliebige Beschlüsse ohne Verantwortungsgefühle fassen, hat Bebel nie gehört und hat oft wie ein alter Gaul fest auf seinen Beinen gestanden und sich nicht zu nutzlosen Demonstrationen fortziehen lassen. Für diesen Mann ist es der rechte Abschluß, daß seine letzte Abstimmung die Bewilligung einer militärischen Deckungsvorlage war. Müde, aber geistig völlig Herr seiner selbst, hat er an den Verhandlungen teilgenommen. Das ist eine Art von Testament.

Vor etwa 14 Jahren habe ich einmal in einer großen Berliner Versammlung mit ihm debattiert. Was ich dabei gesagt habe, brauche ich hier nicht zu wiederholen, ich sehe ihn aber noch vor mir, wie er oben an den Tisch gelehnt seine Zettel in der Hand hielt und den Genossen Weltgeschichte vortrug. Es war eine politische Schulstunde großen Stiles. Er redete ohne alle Nebenrücksichten einfach belehrend, so wie er selber es sich erlernt hatte. Das war aber keine marxistische Geschichte, sondern gute derbe nationale Weltgeschichte unter dem Gesichtspunkte des nötigen Kampfes gegen Rußland. Als er dann schließlich im Schlußwort alle Fluten seiner Beredsamkeit gegen den Krieg laufen ließ, widersprach das zwar seiner ersten Rede, war aber so grandios als Temperamentserguß, daß ich, den er niederredete, dabei mein helles Vergnügen an dem Naturvorgang hatte, dessen Opfer ich wurde. Er hatte sozusagen zwei Weltpolitiken, eine schulmäßige und eine richtige. Zu seiner richtigen Weltpolitik gehörte die Rede, die er auf dem Jenaer Parteitag über die Marokkopolitik gehalten hat. Diese lag in gewissem Sinne auf der Linie seiner letzten Abstimmung.

Und nun ist er also zu Ende, ist dahingegangen, wie wir alle es tun werden. Es geht ein ganzer Mann, ein Mensch,

der im Kampfe Feinde erwerben mußte, dem aber im Tode keiner gram ist. Ein großes Stück sozialer und parlamentarischer Geschichte endigt mit ihm. Jetzt ist keiner mehr da, auf dem Bismarcks Groll geruht hat! Lange Zeit hingen in meinem Zimmer die Bilder Bismarcks und Bebels nebeneinander, denn in beiden lebte gegensätzlich und doch zusammengehörig die deutsche Reichsgründungszeit. Der „Todfeind der bürgerlichen Gesellschaft" gehörte zur Gesamterscheinung der bismarckischen und nachbismarckischen Zeit, zum Volk unserer Tage. Friede seiner Asche!

1913

Religiöse Charakterköpfe

Franz von Assisi

Der heilige Franziskus kam über das Land gegangen. Er fand dabei etliche christliche Sozialisten und sprach zu ihnen: Ihr Brüder, ich bitte euch, dienet Gott in der Armut! Da sagten die christlichen Sozialisten zu ihm: O guter Franziskus, wie meinest Du das? Der heilige Franziskus aber antwortete ihnen: Ich habe gelebt ohne Beutel und Tasche, ohne Gold und Silber, ohne Haus und ohne weiches Bett, ich habe von dem Brot gegessen, das in den Häusern übrig blieb, ich bin ein Bettler geworden, obschon ich fast ein Graf gewesen war, und so bin ich Christo meinem Bruder nachgefolgt. Da frugen die christlichen Sozialisten weiter: Ach, sage uns, ob Du glücklich wareſt in Deiner Armut! Er aber lächelte und sprach: arm sein ist glücklich, ich war verheiratet mit der Armut wie mit einer Braut, sie war mir hold und ich ihr. Meine seligsten Tage sind es gewesen, als ich mein Pferd verkaufte und meinen Mantel weggab. Damals war ich wie neugeboren. Wer Eigentum hat, der hat Sorgen, aus dem Besitz kommen die Streite, nur wer nichts hat, kann Gott loben und zur Sonne singen.

Aber, heiliger Franziskus, hat es Dich nicht gefroren, hatteſt Du keinen Hunger, keine Nöte, die größer waren als die Nöte des Besitzes?

Höret, meine Brüder, ich habe Gott gedankt für allen

Hunger und allen Winter, denn leiden zu können und zu wissen, daß es vom Vater kommt, das ist selig.

Hältst Du die freiwillige Armut für nötig für alle wahren Christen?

Saget, meine Brüder, war Jesus nicht arm?

Wir wissen nicht, ob er oft Mangel hatte.

Saget, geliebte Brüder, ist der Mensch ein Kind Gottes, der noch am Mammon hängt? Sollte er nicht alles von sich werfen, um nur ein Vöglein auf den Bäumen des Vaters zu sein? Ist das Bekehrung, was jetzt die Menschen so nennen?

O heiliger Franziskus, Deine Worte sind Feuer für das Gewissen, aber habe Geduld mit uns, wenn wir fragen, ob nicht Gott auch den Mammon geschaffen hat?

Wisset ihr die Worte Christi nicht, Brüder, wisset ihr sie nicht?

Ja, guter Franziskus, wir wissen sie und wollen sie glauben. Jesus sagt: ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden. Wer sammelt, ist nicht sein Knecht. Aber hat Jesus gesagt, daß wir keine Häuser und keine Felder haben sollen?

O höret doch, meine Brüder, wie Petrus spricht: wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt!

Glaubest Du, daß Petrus gehungert hat?

Ich weiß, meine Brüder, daß er im Gefängnis war und daß er am Kreuz gestorben ist. Er hat es sich nicht leicht gemacht. O, liebe Brüder, nehmet ihr es auch nicht leicht!

Heiliger Franziskus, was willst Du, daß wir tun sollen?

Ihr sollt arm werden.

Sollen wir von der Arbeit oder vom Bettel leben?

Wie Gott es schickt.

Wir wollen lieber von der Arbeit leben.

Auch ich, ihr Brüder, habe Garben gebunden, wie die Zeit der Ernte kam.

Hattest Du, heiliger Franziskus, einen Beruf, eine Arbeit für immer?

Gott hat, meine Brüder, mich erwählet in Schwachheit seinem Namen die Ehre zu geben.

Du wareſt alſo Prediger.

Ich war eine Stimme im Gebirge und am Meer.

Sage uns, heiliger Franziskus, können alle Menſchen Stimmen im Gebirge und am Meere ſein?

Nein, das können ſie nicht.

Alſo iſt wohl Dein Leben nicht für Alle paſſend?

Gott weiß es, ich aber diene Chriſto meinem Bruder.

Dienet der Schiffsmann Chriſto nicht, der das Getreide auf die Inſeln fährt, wo kein Korn wächſt? Dienet der Landmann Chriſto nicht, der frühe aufſteht und ſäet ſeinen Samen? Dienet der Lehrer Chriſto nicht, der die Kinder mühſam unterrichtet?

Meine Brüder, Chriſtus hat nicht geſäet und nicht in ſeine Scheuern geſammelt und der himmliſche Vater hat ihn doch ernähret. Wird er das nicht auch euch tun?

Wenn aber nun gar Niemand mehr Korn bauen wollte!

O ſorget nicht, der Herr hat noch die Raben des Elias in ſeiner Hand!

Aber höre doch, Franziskus, weißt Du nicht, daß der Herr geſprochen hat, es ſoll nicht aufhören Samen und Ernte? Hat er nicht auch geſagt: ein Arbeiter iſt ſeines Lohnes wert? Wir wollen arbeiten für unſere Brüder und, was uns dafür wird, mit Dankbarkeit genießen.

Ob ihr aber das Evangelium auf ſolche Weiſe haben werdet?

Iſt denn das Evangelium nichts anderes als arm ſein?

Iſt es nicht doch auch arm ſein?

Wir wollen es bedenken, heiliger Franziskus.

Gott ſegne euch, meine Brüder!

Mit dieſen Worten ging der heilige Franziskus wieder in ſein Jahrhundert zurück, die chriſtlichen Sozialiſten aber dachten weiter über ſeine Rede nach. Sie ſprachen untereinander: Es iſt uns, als ob der alte Franziskus jetzt neue

Söhne suchen wollte. Er hat manche junge Seele angerührt. Einige hat er stark aufgerüttelt. Es wollen Etliche den Besitz lassen. — Wenn Gott es ihnen gebietet, so sollen sie es tun. Vielleicht werden sie die rechten Bußprediger der Zeit. Gott segnet Jeden, der Opfer zu bringen versteht. — Vor Einem aber sollen sie sich hüten: sie sollen kein Gesetz aus dem machen, was ihnen freie Pflicht ist. Wenn sie neue Ordensregeln schaffen, so verderben sie den Geist. — Sie sollen nicht sagen, daß die anderen keine Christen sind, welche ihren Weg nicht mit ihnen gehen. — Sie sollen nicht denken, daß Armut einem Andern etwas nützt als etwa ihnen selbst. Wird Jemand anders dadurch satt, daß du hungerst? Wird durch Bedürfnislosigkeit die allgemeine Not geringer? Ja wenn das wäre, dann müßten wir anders werden. Warum aber darben die Menschen? Etwa weil zu wenig Getreide nach Deutschland gebracht wird, oder frieren sie, weil zu wenig Kohlen vorhanden sind. Sie hungern und frieren weil „Überproduktion" ist, weil zuviel da ist im Vergleich zu ihrer Kaufkraft. Das ist ja der große Unterschied der Armut von einst und der Armut von jetzt. Wer diesen Unterschied nicht faßt, der findet den Weg der Hilfe nicht und wenn er sich kleidete wie der heilige Franziskus. — Darum wollen wir christliche Sozialisten bleiben. Das Ziel für uns ist nicht die allgemeine Armut, sondern daß alle arbeiten und leben können. 1895

Joh. Hinrich Wichern

Zum Gedenktage Joh. Hinrich Wicherns soll ich sagen, was er für meine persönliche Entwicklung bedeutet hat, um auch dadurch einen Beitrag zum Gesamtbilde seines Wirkens zu geben. Ich tue es nicht ungern, kann aber keine besonderen

Studien dazu machen, was nötig sein würde, wenn ich die einzelnen Stellen seiner Schriften herausheben wollte, die mir wichtig geworden sind. Oft sind es ganz bestimmte Worte gewesen, besonders aus den ersten und letzten Kapiteln der Denkschrift über die innere Mission.

Als ich Ostern 1883 als Oberhelfer ins Rauhe Haus eintrat, war nach langer Leidenszeit Dr. Wichern schon gestorben und lag auf dem schönen stillen Friedhof von Hamm bei Hamburg, nicht weit von dem Sieveking'schen Besitztum, mit dem die Geschichte seiner Anstalt verknüpft ist. Damals war Wicherns Sohn in seiner besten Kraft, und ich kann nicht vom Vater reden, ohne des Sohnes dankbar zu gedenken, der mir in vieler gemeinsamer Arbeit die Augen über die Technik und den Geist der Arbeit seines Vaters geöffnet hat. Johannes Wichern ist anders als sein Vater, aber er war doch der richtigste Nachfolger, denn er hatte einesteils organisatorische Eigenschaften, die jener zwar generaliter besaß, aber nicht immer spezialiter ausübte, und er hatte den feinen Sinn, der auch in die einzelnen Gedanken des Lebens seines Vaters eindrang, ihn nicht bloß als Propheten im ganzen nahm. Schon durch mein dankbares Abhängigkeitsverhältnis zu Johannes Wichern stand ich also von vornherein dem Vater der inneren Mission nicht bloß wie einer literarischen Größe gegenüber. Unsere Umgebung war noch voll von Wicherngeschichten, und jedes Anstaltshaus und jeder Acker redeten für uns von den Stadien seines Lebens.

Es stand nicht so, als ob wir jungen Oberhelfer des Rauhen Hauses damals nur Wichern getrieben hätten und nichts anderes. Unsere Pädagogik war teilweise in bewußtem Gegensatze zu Wicherns Praxis und wurde von dem klugen, früh verstorbenen A. Ranke im Sinne der Herbartischen Schule geleitet. Die Methode der christlichen Rettungshauserziehung wurde von uns kritisch betrachtet und nur soweit mitgemacht, als es sich durch den Gesamtgeist der Anstalt von selbst ergab. Anders gesprochen: Die Bekehrungspädagogik wurde von uns

vollständiger abgelehnt als von den eigentlichen „Brüdern" Wicherns. Bei aller Achtung und persönlichen Durchdrungenheit gegenüber den Gefühlsmächten des Glaubens war die Pädagogik gerade der von mir dort durchlebten Periode eine mehr verstandesmäßige, scharf methodisch durchgearbeitete. Das hinderte aber nicht, die über alle Theorien hinausragende Erziehergröße Wicherns zu verstehen. Dieser Mann, in dessen Händen die Seelen so fabelhaft biegsam wurden, lebte gleichsam noch unter uns. Sein Kopf hing über dem Schreibtisch, und wenn es in dem Garten der Anstalt, der damals noch etwas mehr Naturgarten war als heute, schöne Sommerabende gab, da war sozusagen jeder Posaunenton und jedes Rettungshauslied ein Gruß von ihm, dem Pietisten mit der fröhlichen, weltoffenen Seele. Weihnachten habe ich vorher und nachher nicht so durchlebt wie damals im Rauhen Hause.

Um von mir zu reden, so ist meine erste Einführung in die innere Mission nicht durch den Wichernschen Gedankenkreis im engeren Sinne des Wortes erfolgt. Mein Großvater Ahlfeld und Professor v. Zezschwitz in Erlangen hatten den Boden bearbeitet. Letzterer insbesondere hatte uns nach Neuendettelsau geschickt, um Löhes Arbeiten kennenzulernen. Mir war die ästhetisch-kirchliche Arbeitsweise des Neuendettelsauer Hauses durchaus vertraut, ehe ich nach Hamburg fuhr, und ich fühlte deshalb von den ersten Tagen an das Rauhe Haus auch in seiner Eckigkeit und Herbigkeit. Wichern war musikalisch, aber nicht liturgisch, und hatte zwar starkes praktisches Geschick, aber nicht den kultivierten Formensinn Löhes. Desto mächtiger aber wirkte gerade deshalb die sittliche Energie seines Wesens. Er wollte Menschen moralisch umgestalten. Das wollten wir auch, die wir Oberhelfer seines Sohnes wurden. Es war ein rücksichtsloser Ernst in dieser Moral, fast noch ein Rest von der Tugendlehre des Rationalismus, aus dem sich der norddeutsche Pietismus herausgearbeitet hatte.

Was Wichern als Theologe geleistet hat, hat nie Eindruck auf mich gemacht. Dazu war die Universitätsgrundlage zu

stark, und mein auch schon verstorbener Freund E. Engel füllte unsere theologischen Diskussionen mit Ewald und Lagarde, also mit einer Denkweise, die von der Haustheologie der Anstalt weit entfernt war. Aber die Pädagogik, die hauptsächlich in dem umfangreichen Aufsatze Wicherns über Rettungshäuser in der Realenzyklopädie für Erziehungswesen niedergelegt war, wurde fleißig und bis in ihre Einzelzüge hinein studiert. Dazu aber kam das Anstaltsleben als solches. Als alter Fürstenschüler brachte ich auch dazu einige Voraussetzungen mit, aber hier erst ging mir die erziehende Macht der Gemeinschaft auf. Wer Menschen bilden will, muß Korporationen schaffen. Aller Geist, der nur individualistisch wirkt, verflattert, sobald aber Geist als Organisationsgeist auftritt, wird er konstruktiv. Es will mir scheinen, daß mir später die Erkenntnis des sozialen Charakters der menschlichen Gesinnungen deshalb soviel leichter wurde als manchem anderen, weil ich in der Wichernschen Sozietät gelebt habe. Vor mir standen die Anstaltsgemeinschaften und die Brüderschaft, von deren Schwierigkeiten und Grenzen ebenso wie von deren tragender und fördernder Kraft ich als Briefschreiber Joh. Wicherns schon in jungen Jahren ein tüchtiges Stück kennenlernte. Irgendwann im Jahre 1885 habe ich zu Joh. Wichern gesagt: „ich fange an, Bismarcks Arbeit zu verstehen, weil ich sehe, wie Sie die Brüderschaft leiten". Da lachte er, aber ein Körnchen Wahrheit ist darin: Der Staat wird begriffen, wenn man die innere Struktur einer Einzelorganisation in sich aufnimmt. Unsere damalige Organisation war aber nichts anderes als das objektivierte Weiterleben J. H. Wicherns. Er hatte einen Zug zum Staatsgründer, und es war, menschlich gesprochen, Zufall, daß er dieses Talent gerade auf dem Boden der Liebestätigkeit ausübte. Von ihm gingen nicht nur die Ströme lebendigen Wassers aus, von denen beim Jubelfest 1883 geredet wurde und sonst noch oft, sondern auch ein Strom von Gesellschaftskraft, von politischer Kraft, sobald man das Wort politisch nicht gar zu eng faßt. Bei anderer Lebensführung hätte dieses Talent sich als staat-

liches Verwaltungstalent großen Stils entfalten können, hätte dann natürlich von einem gewissen Zusatz von Weichheit und Mystik sich säubern müssen, der für die Organisation der freien Liebesarbeit geradezu unerläßlich war. Wichern verwendet ziemlich viel Zahlen, aber in ihnen liegt nicht seine Stärke. Seine Berichte müssen gerade in dieser Hinsicht mit Vorsicht gelesen werden. Auch die Zahl wird in den Rhythmus des Wollens hineingezogen.

Daß Wichern einen Zug zur Politik besaß, wird jedem deutlich, der sein Auftreten im Jahre 1848 ins Auge faßt. Er redet von der erbarmenden Liebe und übt sie in Hingabe aller seiner Kräfte, aber diese Liebe ist nicht die individuelle Einzelerbarmung des barmherzigen Samariters, noch weniger die unbegrenzte Empfindungsflut des heiligen Franziskus, sondern sie geht vom einzelnen zur Gruppe, zur sozialen Schicht und im Grunde zur Masse. Sobald Massenbewegungen angekündigt werden oder auftauchen, wird Wichern davon mitbewegt. Das gab seiner erbarmenden Rede den großen Hintergrund. Er war Gefühlssozialist in der Art jener Vorläufer der neueren sozialistischen Bewegung, wie sie von den dreißiger Jahren an auftauchten (z. B. Weitling), aber ihm fehlte alle Fühlung mit dem politischen Radikalismus jener Tage. So prophetisch Wichern in sozialistischer Hinsicht war, so gebunden waren seine Augen gegenüber den formalen Problemen der Verfassungsfragen. In dieser Hinsicht war er christlich-konservativ, das heißt, er sah die kommende Revolution vom Standpunkt der preußischen Monarchisten an, obwohl er Hamburger war. Darauf beruhten seine Beziehungen zum König Friedrich Wilhelm IV. und zum preußischen Adel. Er wurde von der Revolution lebhaft mit fortgerissen, aber nicht im Sinne der meist antireligiösen Demokratie, sondern im Geiste einer monarchischen Erbarmungspolitik. Kurz vor dem Ausbruch der Revolution soll ihm, wie ich mich aus Gesprächen erinnere, König Friedrich Wilhelm IV. eine große Summe, wohl drei Millionen Thaler, versprochen haben, um damit eine Ver-

söhnungsmission großen Stiles von Berlin aus einzurichten. Der Ausbruch der Unruhen warf diesen Plan um, Wichern aber ließ seine Gedanken nicht fahren und benutzte den Kirchentag von Wittenberg zur Entrollung seiner Ideen über Volksrettung durch erbarmende Liebe. Weil es ein Kirchentag war, stand bei dieser denkwürdigsten Rede seines Lebens die Kirche im Vordergrund. Sie soll die tätige Liebe unter ihre Aufgaben aufnehmen. Bei anderen Gelegenheiten wird in ähnlicher Weise vom Staat geredet, vom Staate, der nach alter Art mit der Kirche verbunden für das Wohl der Masse zu sorgen hatte.

Die literarische Durcharbeitung dieser Gedankengänge liegt in der 1849 erschienenen „Denkschrift" vor. Sie wollte die Grundlage bieten für die Arbeiten des Zentralausschusses für innere Mission und hat dieses getan, aber es ist mehr in ihr enthalten als eine Anweisung zur Anstaltspflege, Diakonie, Vereinsbildung und Volkspredigt, und gerade dieses, was mehr in ihr enthalten ist, wurde für mich persönlich sehr wichtig. Ich habe aus dem, was verstreut in diesem Buche über den sozialen Staat und über die soziale Kirche zu lesen ist, den Odem einer neuen Zeit herausgefühlt. Eines Tages sagte mir ein guter Kenner Wicherns: „Sie greifen aus Wichern gerade das heraus, wo er den Boden seines Könnens verlassen hat!" Auch an diesem Worte ist etwas Wahres. Der Wichernsche Sozialismus war utopistisch, luftförmig, ohne Kenntnis der Volkswirtschaft und der Faktoren des modernen Staates. Aber wer will ihm das zum Vorwurf machen? Man denke nur an die Engigkeit jener ganzen Periode! Nur Victor Aimé Huber ist in jenen Zeiten einige Schritte weiter gegangen als Wichern unter allen Vertretern des evangelischen Christentums, und Huber war nicht der Mann, um Menschen so zu beeinflussen wie Wichern es konnte. Und bei aller Gestaltlosigkeit war in dem Wichernschen Sozialismus soviel Seele, daß wir damals in unserer Jugend glücklich waren, von der Wärme erfaßt zu werden, die von ihm ausging. Als Wichern auf der sogenannten Oktoberversammlung im Jahre 1871 seinen Sozialismus

genauer formulieren wollte, fehlte dazu bereits die Kraft. Er hinterließ auf diesem Gebiete im Grunde nur eine Stimmung, diese aber war mehr, als was tausend andere Menschen überhaupt hinterlassen.

Will ich mir die Nachwirkungen Wicherns in bestimmten Personen verdeutlichen, so stelle ich mir vor: Erstens Oldenberg, den ersten Generalsekretär des Zentralausschusses für innere Mission, seinen Biographen, als den Vertreter einer Richtung, deren bekanntester Träger wohl der jetzige Generalsuperintendent D. Hesekiel in Posen und Oberkonsistorialrat D. Weiß waren und sind. Sie haben die innere Mission im engeren Sinne des Wortes aufgebaut und gepflegt. Zu ihnen gehören Schlosser (†), Schäfer und viele andere, die ich grüße, indem ich diese Erinnerungen aufschreibe. In zweiter Reihe stehen Stöcker und Bodelschwingh, beide in bestimmter Richtung über Wichern hinausgehend, aber mit ihm noch persönlich und auch für den Fernerstehenden erkennbar verbunden. Man kann auch Sulze in Dresden in diese zweite Reihe der Wichernschen Auswirkungen hineinrechnen. Sein Gemeindeideal ist vielfach in Wicherns Schriften vorhanden. Stöcker geht insofern über Wichern hinaus, als er Parteipolitik betrieb, was Wichern ablehnte, aber sein Ausgangspunkt ist doch der Wicherns vom Jahre 1848. Meine eigene Abhängigkeit von Wichern ist für Fernerstehende nicht mehr recht erkennbar, weil ich politisch auf die von Wichern bekämpfte Seite der Demokratie getreten bin, sie ist eine Abhängigkeit dritter Entfernung, aber noch heute hängt wie vor fast 25 Jahren sein großer Kopf meinem Schreibtisch gegenüber, und ich weiß, was es für mich bedeutet hat, in den Umkreis seines menschengestaltenden Einflusses gelangt zu sein.

1908

Adolf Stöcker

Wenn ich mir jetzt nach Stöckers Tode noch einmal alles vergegenwärtige, was er für mich gewesen ist, so ist es meine Pflicht, ihm einen dankbaren und in sein Wesen eindringenden Nachruf zu schreiben, so gut ich es vermag, selbst wenn dieses dem einen oder dem andern nicht gefallen sollte. Es gibt Leute, die sich auch jetzt noch mit ihm herumstreiten. Mögen sie es tun! Ich aber sehe ihn im Geiste vor mir, wie er nun, ruhig geworden von vieler Mühe, seinen Abschied nimmt von Freund und Feind, von Haß und Liebe.

Wenn gelegentlich in den Zeitungen zu lesen ist, ich sei früher Mitglied der Stöckerschen Partei gewesen, so ist das unrichtig. Gerade gegen das Parteipolitische an ihm habe ich stets eine gewisse Abneigung gehabt, nicht etwa weil ich von „Partei" nichts wissen wollte, sondern weil mir seine christlich-sozial-konservative zu allen Zeiten sachlich unbehaglich war. Ich habe sein Abhängigkeitsverhältnis zu den Konservativen immer für eine Schwäche seines Standpunktes gehalten, bin religiös von der Universität her mehr liberal gewesen, als Stöcker es vertragen konnte, habe immer Unterschiede gefühlt und ausgesprochen, aber das hindert doch nicht, daß mir Stöcker in der Zeit seiner Kraft und meiner Jugend etwas Wirkliches für die Lebensarbeit mitgegeben hat. Man verzeihe diese vielleicht allzu persönliche Einleitung, aber sie ist für diejenigen nötig, die in früheren Jahrzehnten unser Nebeneinander und Auseinander nicht miterlebt haben und deshalb nicht genauer wissen, welcher Art die vergangenen Beziehungen waren. Sie wurzelten vielmehr im praktisch-religiösen Leben als im politischen. Stöcker gehört zu den Nachfolgern Wicherns, des Vaters der inneren Mission, und war ein hervorragender Vertreter dieser Richtung längst, ehe ihn die Welt als Agitator und Parteiführer kennen lernte. In diese Zeit, vor allem Antisemitismus und aller Kampfesverbitterung, gehen meine

Gedanken zurück, wenn ich versuche, Stöckers Leben mir und andern zu verdeutlichen.

* * *

Stöcker ist 1835 geboren, zu spät, um vom Jahre 1848 erfaßt zu werden, zu zeitig, um erst in der Reichsgründungszeit sein Gepräge zu erhalten, ein geistiges Kind der fünfziger Jahre. Es ist immer viel von der Sinnesweise Friedrich Wilhelms IV. und seiner Umgebung in ihm gewesen, wie ja auch schon Wichern zu der weiteren Umgebung dieses Königs gehört hat. Viele von Stöckers alten Freunden gehörten zu jener Art von christlichen Konservativen, die vom Liberalismus nichts wissen wollten, weil er ein Zerstörer der Romantik, des Kirchenglaubens und der monarchischen Gesinnung war. Diese Leute waren keine „toten Orthodoxen", sondern voll von Lebenswillen und Tätigkeitsdrang, Verehrer sittlicher Mächte im Gewande der Vergangenheit, zugleich aber Suchende nach neuer Gestaltung der Kirche und des Staates aus der Vergangenheit und Geschichte heraus. Ihre Hauptgedanken waren in gewisser Hinsicht denen verwandt, die Disraeli vorher in England verkündigt hatte: konservative Fürsorge der Aristokratie für das Volk und Auferweckung der Staatskirche zur Volkskirche. Wenn man diesen Hintergrund Stöckers sich vergegenwärtigen will, denke man an Bismarcks Briefe an seine Braut, an Wicherns Denkschrift vom Jahre 1849 und an die fast vergessenen Schriften von Victor Aimé Huber. Auf diesem Boden wurde er Theolog. Das eigentlich Theologische im engeren Sinne des Wortes hat ihn, soviel ich es beurteilen kann, nie stark gefesselt. Er hatte gute allgemeine Kenntnisse auf diesem wie auf manchem andern Gebiete, aber er war doch mehr Kirchenmann als theologischer Denker. Deshalb konnte er in Fragen der Glaubenslehre oft sehr nachgiebig sein, solange es sich nicht um kirchenpolitische Zuspitzungen handelte. Er war nicht so orthodox, wie die Außenwelt geglaubt hat, daß er sei, aber innerlichst durchdrungen von der Notwendigkeit, daß die Kirche

ein festes und massives Bekenntnis haben müsse. In diesem Zuge seines Wesens war er der katholischen Auffassung verwandt: die Kirche Gottes hat eine gewaltige Erziehungsaufgabe an der Menschheit, der sie ohne Programm nicht genügen kann. Von da aus konnte er hart und bitter werden gegen alles das, was ihm als bloßer Subjektivismus, als religiöses Zufallsgebilde erschien. Für das liberale Suchen jedes einzelnen nach seiner persönlichsten Weltanschauung hat er niemals viel Sinn gehabt. Fast möchte man sagen, er sei auch kirchenpolitisch ein Militärgeistlicher gewesen, ein Wertschätzer der Glaubensdisziplin. Das aber war er, weil er auf das tiefste überzeugt war, daß ein einheitlicher und wohldisziplinierter Glaube die stärkste Kraft der Volkserhaltung sei. In seinen Augen war, um ein Wort Carlyles zu brauchen, die Weltgeschichte der Kampf des Glaubens mit dem Unglauben, nur stellte er sich dabei den Glauben etwas handgreiflicher und bibelfester vor als der englische Philosoph. In diesem Glauben war er tatsächlich zu Hause oder fand wenigstens stets den Rückweg zu ihm, wenn er einmal von moderneren Strömungen etwas weit mitfortgerissen wurde. Kraft dieses Glaubens hat er die zahllosen Predigten verfaßt, die zeitweise in mehr als 100 000 Exemplaren verbreitet wurden. Von seiner mündlichen und schriftlichen Predigttätigkeit hat die politische Welt wenig gewußt, für ihn selbst aber war das keine Nebensache. Wenn er nachts hinter Versammlungen, Sitzungen und Einladungen zwischen 12 und 2 Uhr noch eine Predigt schrieb, dann kam er zu sich selbst. Das hat er uns in seinen stürmischsten Jahren oft gesagt, und es war zweifellos wahr, wie denn überhaupt Stöcker nicht in dem Sinn unwahr gewesen ist, wie seine Gegner es den Zeitgenossen haben vorreden wollen. Er konnte gelegentlich sich einem augenblicklichen Ziele oder Eindrucke so hingeben, daß er sich zu verlieren schien. Dann redete er einseitig, vergaß, was er früher über dieselbe Sache gesagt hatte, bestritt Dinge, die er bei anderer Temperatur zugab, aber das alles war subjektiv nicht unwahr. Er war

kein Politikus im Sinne derer, die das Wort absichtlich zur Verschiebung der Wahrheit benutzen. Im Gegenteil, er hätte manchmal lieber ein Wort noch etwas überlegen dürfen, ehe er es sprach. Es hingen auf diesem Gebiete seine glänzendsten Fähigkeiten und seine schmerzlichsten Schwächen so wunderbar zusammen, daß man das eine gar nicht ohne das andre denken kann. Er war der subjektivste Redner, in dieser Hinsicht Bebel verwandt, aber nicht leidenschaftlich wie dieser, weil sein inneres Eigentum nicht der Sturmgedanke von 1848 war, sondern die Romantik und der Glaube, der da bleibt, wie er ist. Und er war unerschöpflich in der Fülle seiner Rede. Wer sich der achtziger Jahre erinnert, staunt noch heute, was alles aus diesem einen Kopfe herausfloß. Bei solcher Menge kann nicht alles gleichen Wert haben, und nicht jedes Wort kann sich an jedes andre erinnern. Es ist aber unbillig, wenn man einen Mann von solcher stets bereiten Vielseitigkeit mit demselben Maße mißt wie jemanden, bei dem das Gehirn aussieht wie eine frisch gereinigte Spitalstube. Bei ihm schossen vielerlei Gedanken durcheinander, Witze, Wortspiele, Anekdoten, Lese-Erinnerungen, Lebenserfahrungen, Politisches, Historisches, Gemüt und Bosheit, Kindersinn und Scheiterhaufenbrief. Er war kein einfaches Rechenexempel. Aber tief drin lebte doch der alte Theologe aus der Zeit Friedrich Wilhelms IV., der zu den Füßen Goßners und Kleist-Retzows gesessen hatte, und der sich bis zuletzt mit den frommen Gemeinschaftsleuten zu verständigen wußte.

* * *

Es ist öfters auch von Leuten, die Stöcker freundlich gesinnt waren, gesagt worden, er habe nie einen eignen neuen Gedanken gehabt, sondern immer nur fremdes oder ererbtes Gut in vollendeter Gewandtheit verwendet. Das ist in diesem Umfange nicht richtig, aber etwas Wahres ist wohl daran, doch soll man das nicht als eine Herabsetzung ansehen, denn es lag in der Natur seiner Aufgabe und Richtung, daß er Gedanken aussprach, die

schon eine Vergangenheit hatten. Und übrigens, wie viele Menschen bringen denn im eigentlichsten Sinne des Wortes etwas Neues vor? Wir alle leben vom Erbe derer, die vor uns gewesen sind. Er war der Herold bereits fertiger Wahrheiten, besonders in seiner religiösen Wirksamkeit. Das wußte er und wollte er. Es gab aber keinen alten Gedanken, dem er nicht etwas Eignes an Form und Ausdruck hinzugesetzt hätte. Wer hätte ihn sonst immer wieder hören mögen? Alle kirchlichen Prediger sind mehr oder weniger in der gleichen Lage. Und hat er nicht auf praktischem Gebiete eine Anzahl von wirkungsvollen Gedanken wenn zwar nicht aus sich heraus geschaffen, so doch in einer Weise vertreten, daß sie als seine Gedanken in die Welt gingen? Die starke Feindschaft, der er ausgesetzt war, würde unerklärlich sein, wenn man ihn nicht für eine geistige Macht gehalten hätte. Er formulierte den Wichernschen Gedanken von der sozialen Aufgabe der evangelischen Kirche, er vertrat den Gedanken der vom Staate losgelösten evangelischen Volkskirche, er stärkte die sozialmonarchische Strömung, er warf den Antisemitismus in den politischen Kampf. Man mag alle oder einige dieser seiner Hauptgedanken bestreiten, aber man soll nicht in Abrede stellen, daß er diese Ideen stärker in sich verkörpert hat als irgendein andrer seiner Zeitgenossen.

Vielleicht ist es richtiger, zu sagen, daß er einem etwas überlasteten Schiffe glich. Jeder seiner Lebensgedanken stieß sich mit den übrigen. Insbesondere ist es oft beobachtet worden, wie schwer sich die Verkündigung des Evangeliums vom barmherzigen Samariter mit seinem Antisemitismus vertrug, oder wie schwer seine kirchlichen Freiheitsideale sich mit dem konservativen Monarchismus vereinigen ließen. Oft haben seine religiösen Freunde gewünscht, daß er die Politik lassen solle, und seine politischen Parteigenossen, daß er die Leitung der Berliner Stadtmission abgebe. Es fehlte nach außen hin der Eindruck der Einheitlichkeit, des abgeschlossenen Lebensberufes. Viele Mißverständnisse seines Wesens erklären sich aus dieser

Überbelastung mit entgegengesetzten Aufgaben, und gleichzeitig war auch dieselbe Überladung mit Problemen ein Hindernis, das einzelne so genau und sorgfältig durchzuarbeiten, wie es ihm selbst erwünscht war und wie es im Interesse der Sache gelegen hätte. Aber was sollte er tun? Die vermehrten Aufgaben waren schrittweise an ihn herangekommen. Um den einen Schritt zu tun, alle geistliche Tätigkeit niederzulegen, war er innerlich viel zu eng mit der Kirche verknüpft. Er konnte nach seiner Anlage und Vorgeschichte kein reiner Politiker werden, selbst im Jahre 1891 nicht, wo es ihm nach Verlust seiner Hofpredigerstelle am nächsten gelegen hätte.

Er war der letzte einheitliche Vertreter einer in ihre Teile sich auflösenden Bewegung, insofern als er der letzte starke Ausdruck des alten christlichen Konservatismus war. Diese Bewegung als solche stirbt mit ihm, und es bleiben ihre getrennten Teile, die agrarisch-konservative Partei, die christlich-soziale Partei, der Antisemitismus, die kirchliche Selbständigkeitsbewegung und die innere Mission. Vermutlich wird nie wieder ein einzelner Mensch in allen diesen Richtungen zugleich tätig sein. Mit Stöcker stirbt die letzte Truppe von den Getreuen Friedrich Wilhelms IV., und er war einer der letzten, die diesen König als ihren König im besonderen Sinne geliebt hatten bis in die Nacht seiner Krankheit hinein. Solche letzte Vertreter auseinanderfallender Zeitbewegungen sind als Gesamterscheinung schon den Mitlebenden oft nicht klar, weil ihre innere Einheit nicht mehr richtig nachempfunden werden kann. Wie nahe lag einst innere Mission und Sozialpolitik, und wie breite selbständige Gebiete sind es jetzt geworden! Wie einfach schien es dem altkonservativen Christentum, zugleich christlich und antisemitisch zu sein, und wie schwer ist dieses durch die nähere Aufdeckung der Zusammenhänge von Judentum und Christentum geworden. Jetzt ist der Rassenantisemit im Grunde auch antichristlich, und der Christ weiß, daß er keinen Rassenkampf auf Grund des Evangeliums führen kann. Und wie einfach schien es, gleichzeitig konservativ und sozial zu sein, ehe man

von Brotzöllen und indirekten Steuern und Zuchthausgesetzen redete! Stöcker ging sozusagen aus einer Stube in die andre, wenn er zu den Konservativen, zur wirtschaftlichen Vereinigung, auf die Generalsynode und zur Gemeinschaftstagung ging, aber die Entfernungen dieser Stuben untereinander vergrößerte sich, er war nicht stark genug, das, was in ihm verbunden war, auch außerhalb seiner Seele zusammenzuhalten. Bei ihm trafen sich die verschiedensten Leute. Sie verständigten sich alle mit ihm, aber nicht mehr untereinander. So kommt es, daß er kein greifbares Lebenswerk hinterläßt, das dem inneren Umfange seiner Persönlichkeit entspricht.

* * *

Wenn Stöcker katholisch gewesen wäre, so würde er bis zu seinem Ende mitten im Zentrumslager gestanden haben, denn alles, was er suchte und wollte, war die Übersetzung der Zentrumsarbeit auf den Boden des Protestantismus. Im Zentrum läßt sich noch heute und voraussichtlich noch für lange Zeit alles das verbinden, was in Stöcker auseinanderstrebte. Deshalb hatte er zum Zentrum immer ein merkwürdiges und interessantes Doppelverhältnis: auf der einen Seite den Gegensatz des protestantischen Kirchentums gegen das katholische Kirchentum, auf der andern Seite aber eine Hochachtung vor Methode und Erfolgen der starken römischen Kirchenpartei. Besonders bedeutsam war in früheren Jahren die Einwirkung Bischoff Kettelers auf Stöckers Entwicklung. Als er noch Militärgeistlicher in Metz war, schrieb er seine sozialpolitischen Aufsätze für die Evangelische Kirchenzeitung, um den Protestantismus zur Nachfolge katholischer Sozialpolitik zu bewegen, und als er das Programm der christlich-sozialen Partei aufstellte, griff er, wie er selbst offen sagte, zum katholischen Vorbild. Er würde ein evangelisches Zentrum gegründet haben, wenn es möglich gewesen wäre, eine Partei mit religiöser Grundlage, die sich vom konservativen Adel bis zum sozialistischen kleinen Mann erstreckte. Darin bestand eben ein Teil

seiner Romantik, daß er den Kirchengedanken größer dachte, als er auf protestantischem Boden je werden kann. Bei aller Verehrung Luthers hat er die lutherische Scheidung von Religion und Staat nie scharf zu Ende gedacht. Er wollte zwar die Kirche vom Staate trennen, aber im Grunde nur deshalb, weil der Staat unchristlich geworden war; die Kirche aber sollte eine geistig regierende Macht bleiben oder werden, ein fester Körper und nicht nur eine Einrichtung zur Verkündigung des Evangeliums und eine Gemeinschaft der Gläubigen, wie es im lutherischen Bekenntnis steht. Wenn er „wir" sprach, so meinte er meist die Kirche, und wenn er von Politik redete, so erschien sie ihm oft wie eine ins Große getriebene Seelsorge. Für den Staat als Macht und Recht hatte er weniger Sinn als für den Staat als landesväterliche Anstalt. Es war Patriarchalismus mit Volkserbarmen und Volksverständnis, was er suchte. Der demokratisierende Liberalismus erschien ihm nur als Durchgangsstufe, vielleicht als Krankheit des Zeitalters, nicht als Grundform neuer Geschichtsperioden. In allen diesen Stimmungen und Ansichten konnte er sich mit den Katholiken aller Länder gut verstehen, nur ging er dann in seinen Predigtsaal und verkündigte hier, und zwar aus voller Überzeugung, daß der Katholizismus nicht geeignet sei, diese gemeinsamen Ideale durchzuführen, weil er über den Heilsweg der Einzelseele die falsche Lehre besitze.

Sicher ist, daß die kirchenpolitischen Gedanken Stöckers nicht mit ihm gestorben sein werden. Die Frage, was innerhalb des konfessionslosen Staates aus der konfessionellen Staatskirche werden soll, harrt noch ihrer Lösung, und es ist wahrscheinlich, daß in den preußischen Synoden in Zukunft noch öfter von Stöcker geredet werden wird als in Reichstag und Landtag. Auf diesem Gebiete hinterläßt er ein noch unausgeführtes Programm, während auf andern Gebieten vieles von dem in der Verwirklichung begriffen ist, was er im Jahre 1878 als Zielpunkte seiner Arbeit aufstellte.

* * *

Er war Optimist, sowohl in persönlichen wie in öffentlichen Angelegenheiten. Wenn man ihn fragte, wie es geht, sagte er fast immer: gut! Bisweilen hat ihn sein Optimismus abgehalten, die Gefahren richtig einzuschätzen. Aber selbst dann, wenn er Mißgeschick erlebte, war er bald wieder munter. Dieser Optimismus war es, der uns, die wir junge Leute waren, so stark zu ihm hinzog. Mochten seine Sätze nicht völlig richtig sein, so ging doch eine Lebensstimmung von ihm aus, ein Glaube an die deutsche Zukunft und an den Sieg des Guten. Der Stärke dieser Lebensstimmung entsprach aber seine Organisationsfähigkeit nicht. Auch sie war vorhanden, aber nur bis zu einem gewissen Grade. In die Einzelheiten der Organisation pflegte er sich wenig zu vertiefen und erlebte deshalb öfter, daß andre ernteten, wo er gesät hatte.

Ein besonderes Kapitel würde es sein, Stöckers Verhältnis zu Bismarck auseinanderzusetzen, aber dazu fehlt der Öffentlichkeit noch einiges Material. Im Kulturkampf stand er gegen Bismarck, wie überhaupt in der ganzen nationalliberalen Periode der Reichsgründung. Aber seine politische Tätigkeit setzt ja auch eigentlich erst ein, als sich Bismarck vom Jahre 1876 an nach rechts wendete. Damals erschien Stöcker mit Adolph Wagner zusammen eine Zeitlang als Herold der neuen Bismarckischen Wendung. Dieselben Vereine, die an Bismarck telegraphierten, ließen Stöcker und Wagner hochleben. Dann aber schob ihn Bismarck zurück um des Kartells der Ordnungsparteien willen. Das hat schwer auf Stöcker gelastet, und wer über den Scheiterhaufenbrief reden will, soll sich wenigstens diese Vorgeschichte gegenwärtig halten.

Stöcker wünschte nach dem Tode Kaiser Wilhelms I. den Abgang Bismarcks, weil er von Wilhelm II. annahm, daß er in der Richtung Friedrich Wilhelms IV. gehen werde. Er wollte den jungen Kaiser freimachen vom Kartellkanzler. Das ist nicht in seinem Sinne geglückt. Das Ende seiner Hoffnungen auf Wilhelm II. kam mit dem Worte des Kaisers „christlichsozial ist Unsinn". Von da an hörte Stöcker auf, in der hohen

Politik eine Rolle zu spielen und beschränkte sich auf Ideenverbreitung, bis das Alter auch seiner Unermüdlichkeit ein Ziel setzte.

Es ist nicht nötig, an dieser Stelle nochmals zu sagen, was uns von ihm trennt. Wir stehen links, und er stand rechts. Aber das gebührt sich, an diesem Grabe zu sagen, daß auch wir in der Periode seiner Kraft von seiner sozialen Stimmung bewegt wurden und ihm dafür dankbar geblieben sind, auch dann noch, als die Wege sich geschieden hatten. Er ruhe in Frieden! 1909

William Booth

Der Tod des Generals der Heilsarmee, William Booth, gibt uns Veranlassung, über Leben und Erfolg dieses seltsamen Mannes etwas tiefer nachzudenken. Er war kein gewöhnlicher Prediger, sondern ein fabelhafter Techniker der Seelenbewegung, ein Methodist im vollsten und verwegensten Sinne des Wortes. Als ich ihn zuletzt sah und hörte, stand er in Berlin inmitten vieler Tausende von überbewegten Menschen. So viel Drängen, Sehnen, Zucken, Stöhnen, so viel Leidenschaft der Hingabe und des Gewinnens von Mitmenschen habe ich nie sonst in einer Versammlung erlebt. Er stand vorn und war die Seele dieses Tumultes. Nichts würde falscher sein, als den Lärm nur für äußerlich zu halten, nein, er kam sicherlich aus Tiefen der Innerlichkeit, so sehr auch er angeordnet, gemacht und organisiert war. Die Musik, das Klappern, Schwenken, Singen, das ganze strudelartige Gewoge war nicht wie bei einer Denkmalsenthüllung oder bei einem Jahrmarkt, obwohl es von beidem etwas hatte. Sicher war es das Gegenteil dessen, was wir in unseren Kirchen Andacht nennen, aber es war doch Religion. Diese vielen Frauen, Mädchen und auch Männer wollten nichts Irdisches für sich, sie wollten auch keine Unterhaltung, sondern

es war den meisten von ihnen heiliger Ernst, für ihre Seele einen rettenden Glauben zu haben und ihn an Ungerettete weiterzugeben. Das Überirdische wurde mit Gewaltsamkeit ergriffen, die Gemüter wurden behandelt wie Milch in der Zentrifuge. Es war schwer, in dieser Umgebung sein gewöhnliches ruhiges Selbstgefühl zu erhalten. Einer aber blieb ruhig, während alles um ihn herum sich bog, und beichtete und sang oder weinte, ruhig und abwartend, was nun als nächstes Stück angeordnet werden müßte. Das war der General, ein Diktator religiöser Erschütterungen. Er kannte das alles seit Jahrzehnten, und für ihn war es Methode. Das alles war unter seinen hageren sehnigen Händen gewachsen, und seine an Geist ihn überragende Frau hatte dabei geholfen, bis sie in den Tod sank. Er hat gepredigt seit 1846! Er war Führer einer eignen Bewegung seit etwa 1865! So lange hat er Menschen um sich gehabt und hat ihnen mit unverminderter innerer Leidenschaft immer dasselbe verkündigt. Wäre er selbst dabei nicht seelisch lebendig geblieben, so würde seine Organisation die beginnende Kälte gespürt haben. Das war nicht der Fall. Durch ein halbes Jahrhundert hat er auf die von ihm erfundene Art Hunderttausende und vermutlich Millionen von Menschen berührt. Wer kann es zählen, was er in allen Erdteilen an Köpfen aller Rassen vor sich gesehen hat? In seinen Nächten muß es von Gesichtern gewogt haben! Jetzt ist er endlich schlafen gegangen von dieser schier unglaublichen Nervenleistung, und auch solche, die gar nicht daran denken, sich von ihm auf seine Weise bekehren zu lassen, fühlen in den Tagen seines Abschieds von der Erde, daß er eine Erscheinung war, die zum Zeitalter des Weltverkehrs und des Massenproletariats paßte. Es war in ihm etwas sehr Modernes bei aller Absonderlichkeit. Was war es wohl eigentlich?

Vielfach wird jetzt bei seinem Tode hervorgehoben, was durch ihn an sozialer Liebestätigkeit, an innerer Kolonisation, Auswanderungshilfe für Verelendete, Trinkerrettung, Mädchen-

rettung, Nachtstationen, Volksküchen und Ähnlichem gegründet worden ist. Das ist der Teil seines Wirkens, der von der Menge der Bevölkerung am leichtesten verstanden und beachtet wird, aber seine persönliche Eigentümlichkeit liegt nicht in diesen Dingen, und in ihrer Ausführung kann er schließlich nichts anderes tun, als was bei uns Bodelschwingh, die innere Mission und allerlei unkonfessionelle Wohlfahrtsvereine auch tun. Ich war in Ostlondon in dem großen Nachtquartier der Heilsarmee und bin erstaunt gewesen, wie sehr es den Veranstaltungen unserer Asyle für Obdachlose einerseits und unseren größeren Herbergen zur Heimat andererseits ähnlich ist. Betten für arme Leute einrichten und ihnen ein Abendessen kochen, ist überall im Grunde dieselbe Sache. Das Unterschiedliche ist nicht in diesen Hilfswerken zu suchen, sondern in der Organisation selber, von der sie ausgeführt werden. Das hat keiner vor Booth fertig gebracht, keiner! Keiner nämlich hat so rücksichtslos die Methoden des modernen Großbetriebes auf das Religionswesen übertragen wie er.

Die Sache liegt nicht so, als ob er der erste gewesen sei, der überhaupt die Seelsorge mit zentralisierter Leitung betrieben hat, bei weitem nicht! Alle Kirchen, voran die gewaltige Organisation des päpstlichen Katholizismus, sind Großbetriebe mit dem Zweck der Religionsförderung. Auch innerhalb der Kirchen stellen Mönchsorden, Schwesternschaften, Missionsgesellschaften und ähnliche Einrichtungen bereits seit längerer Zeit Betriebe dar, deren Zentralbureaus sich mit denen bedeutender Kaufhäuser messen können. Booth knüpfte dort an, wo sich die Missionsorganisationen in der Zeit seiner Jugend befanden, und steigerte den in ihnen bereits vorhandenen Trieb zur Geschäftlichkeit aufs äußerste. Er führte dabei zweierlei ein: die militaristische Rangordnung und die Herrschaft der Ziffer, zwei Dinge also, die sich mit dem eigentlichen alten Evangelium von Galiläa ziemlich schlecht vertragen, denn dort gibt es keinen General und keine Zahl der Geretteten. Dort wird das Seelenleben noch in aller Zartheit als etwas

behandelt, was nicht disziplíniert und methodisiert werden kann. Wer direkt vom neuen Testament herkommt, der begreift den General Booth überhaupt nicht. Wer aber vorher die Geschichte der Kirche sich vergegenwärtigt, findet, daß Booth trotz seiner Gegnerschaft gegen das vorhandene Kirchentum gerade das Kirchliche auf die Spitze treibt: die zentralistische Seelenverwaltung. Religiös betrachtet bietet Booth nichts Absonderliches, denn seine Predigt ist eine sehr verkürzte und vereinfachte Wiedergabe des Heilsweges, wie ihn alle Methodisten, Baptisten und sonstige kalvinisch entstandenen Sekten lehren. Er bringt kein neues Element in den Umkreis der Verkündigung, aber desto stärkere neue Elemente in die Art des Betriebes.

Als Jahrmarktsprediger hat er angefangen. Das ist sicherlich kein Tadel, denn auch Paulus ging auf die Märkte, und Berthold von Regensburg predigte auf den Messen. Auch deren Tätigkeit war nicht so still wie eine durch Sitte und Gesetz feierlich geschützte Predigt. Wenn aber Booth auf den Jahrmarkt ging, so konnte er dort nicht den braven mittleren Bürger aufsuchen, denn der gehört in England sowieso zu irgendeiner Freikirche und will gar nicht zwischen Karussels und Pfefferkuchen geistlich bearbeitet werden. Er sucht die „Verlorenen", das heißt die Leute ohne Gesellschaftsanschluß. Damit tut er etwas Urevangelisches. Mit diesen Leuten redet er eine Sprache, die sie verstehen, das heißt in diesem Falle die Sprache, welche rechts und links von ihm verwendet wird, um die besten Taschentücher von der Welt oder die vortrefflichsten Streichhölzer an den Mann zu bringen. Er schreit unter den Schreienden, er empfiehlt die Bekehrung zu Jesus wie einen Handelsartikel, wie ein Mittel gegen Magenkrämpfe oder sonst etwas Ähnliches. Und mit dieser für uns unglaublichen Methode hat er so viel Erfolg, daß von da an eine Lebensarbeit beginnt, die ihn zum Ehrenbürger von London, zum Doktor von Oxford und zum Freund vieler Könige macht.

Man muß wohl zur Erklärung dieser Tatsache die be-

sonderen englischen Verhältnisse in Ansatz bringen. Dort ist die Konkurrenz der Religionsgemeinschaften althergebracht, fast schon 300 Jahre alt, während in Deutschland strenges Kirchensystem geherrscht hat. Dadurch ergab sich von vornherein die etwas gewaltsamere Weise der Mitgliedergewinnung. Dazu kommt, daß durch die großen Prediger der Sekten wie Wesley und Spurgeon der Ton der Andringlichkeit schon bis an die Grenze der Möglichkeit verschärft war. Wichtiger aber ist der Umstand, daß es in der Zeit, als Booth anfing, eine Volksschule in unserem Sinne überhaupt nicht gab. Großstadt ohne Volksschule ist der Boden dieser Methode.

Als der verstorbene Hofprediger a. D. Stöcker einmal bei Booth in London war, sagte ihm dieser: „Ich möchte auf einen Abend alle Theater in London mieten können und darin nur die biblische Geschichte vom verlorenen Sohn vorlesen lassen; das würde einen ungeheuren Eindruck machen." Stöcker aber antwortete: „In Deutschland würde das gar keinen Eindruck machen, weil jeder die Geschichte schon kennt." Oder um dieselbe Sache anders auszusprechen, so sagte einmal ein englischer Missionar zu mir: „In England ist der Teufel viel mächtiger als in Deutschland." Was er damit meinte, läßt sich darauf zurückführen, daß bei dem früher allgemeinen und auch jetzt noch teilweise ziemlich großen Mangel an staatlicher Fürsorge und Polizei die Lebenszustände der Unterschicht noch ungeregelter sind als bei uns: weniger Bildung und weniger Aufsicht! Das ist die Kehrseite der englischen Freiheit. Der Osten Londons bot vor 50 Jahren noch mehr als heute einen Untergrund von Verwilderung, auf dem nun ihrerseits Mission und Hilfsarbeit auch wiederum fabelhafte Formen annehmen mußten. Nur dort konnte die Heilsarmee aufsteigen. Was aber darüber hinaus für die gewaltige Organisationskraft ihres Gründers spricht, ist ihre spätere Anpassung an allerlei Zustände in fast allen Ländern. Man kann in kleinen Landorten, beispielsweise in der Schweiz und in Dänemark, stille, nette Heilsarmeestationen finden, die

fast gar nichts mehr von der Atmosphäre von Ostlondon merken lassen und doch zu demselben Verbande gehören. Auch in einzelnen deutschen Orten hat sie einen fast volkstümlichen Charakter gewonnen. Und wo ist sie nicht? Der General besaß am Ende seines Lebens einen Bekehrungs- und Heiligungsapparat, wie er so noch nie vorhanden war. Er bezahlte etwa 23 000 Offiziere im Hauptamt und dreimal so viele im Nebenamt. Er bezahlte sie, denn er war die Heilsarmee.

Wer die rein monarchische Verfassung dieses gewaltigen Betriebes kennen lernen will, dem empfehlen wir ein kleines Schriftchen aus der Feder des Generals „Frage und Antwort über die Heilsarmee" (Deutsch, Berlin 1905). Dort wird im zweiten Kapitel aufgezählt, was der General oder sein Nachfolger zu tun hat:

Die Leitung über das Vorgehen der Heilsarmee in der ganzen Welt,

die Anordnung und Billigung jeglicher Erweiterung der Heilsarmee, sei es, daß das Werk in neuen Ländern begonnen, oder daß in Ländern, wo sie schon arbeitet, eine neue Art der Arbeit in Angriff genommen werden soll,

die Ernennung und Bestallung der Kommandeure und andrer leitender Posten verschiedener Länder,

die Ernennung, Beförderung und Bestallung aller Offiziere findet im Namen des Generals statt, und sie findet über den Rang eines Stabskapitäns hinaus entweder durch ihn selbst statt oder mit seiner persönlichen Einwilligung.

Der General ist Bevollmächtigter für die Zwecke der Heilsarmee über alles Eigentum, einschließlich der Ländereien und Gebäude, sowie aller Fonds.

Er hat die Oberleitung in bezug auf alle Literatur, die gesamte Musik und alle Lieder.

Alle Bestimmungen in bezug auf Titel und Uniform.

Er war ein Herrscher und ein Geschäftsmann. Seine kleine Lebensgeschichte, die von der Heilsarmee verbrei-

tet wird, sagt: „Das Vorbild eines erfolgreichen businessman; aber ein businessman, der nicht für sich, sondern der nur für andere arbeitet." Das ist richtig. Er hat den Idealen seiner Jugend Treue gehalten, und seine Erinnerung lebt weiter, solange auch nur ein Rest seiner Organisation übrigbleibt. Ob sie seinen Tod gut überdauert, ist nicht sicher, aber sehr wahrscheinlich, denn die Menschen von heute wollen auch Religion gern so betreiben, wie alle anderen Dinge, mit Reklame, starken Farben und wenig Theorie. Es fragt sich nur, ob dabei an innerlichen Werten wirklich viel gewonnen wird. Gott mag es wissen! 1912

Geistesgeschichte

Rousseau

Jean Jacques Rousseau ist ein Prophet des Volkswillens gewesen. In einer Zeit, als das Volk nur aus Untertanen bestand, verkündigte er die breiteste Mitwirkung aller am Staat. Kein Mensch außerhalb des unmittelbaren Bannkreises des Propheten hätte es damals für möglich gehalten, das 150 Jahre nach der Abfassung seines Contrat social (Gesellschaftsvertrag) schon fast alle Länder der Erde sich dem Gedanken Rousseaus grundsätzlich geöffnet haben würden. Gerade aber unsere letzte Zeit hat deren Triumph vollendet, denn Rußland, Türkei, Persien und selbst China bewegen sich in der Richtung auf das Staatsbürgerrecht, und England fängt an, in seinem parlamentarisch regierten Staate die Teilnahme aller an der Regierung wirklich herzustellen. Daß es dabei noch Gebiete gibt, wie beispielsweise das Königreich Preußen, in denen die grundsätzliche Anerkennung des Rousseauschen Staatsbürgerrechtes durch Klammern und Klauseln fast ganz wieder verdorben wurde, ist leider wahr, ändert aber nichts an der Tatsache, daß die Weltgeschichte im ganzen dem weissagenden Uhrmachersohn von Genf recht gegeben hat und aller Wahrscheinlichkeit nach weiterhin geben wird. Man findet nämlich, daß trotz aller Einwendungen gegen die Volksherrschaft kein gegenteiliger Grundsatz irgendwie sieghafte Kraft besitzt. Monarchismus, Aristokratenherrschaft, Geldherrschaft, Bildungsherrschaft, alles das wird immer wieder versucht, und es fehlt dabei

nicht an kleinen Teilerfolgen, aber unter allen staatsrechtlichen Systemen ist doch das von Rousseau vertretene bei weitem das stärkste geworden. Das Volk ist überall zur Nation herangereift, Objekte haben sich in Subjekte verwandelt, die Souveränität ist verteilt worden, so daß außer dem König auch der Handwerker, Bauer und Arbeiter sein kleines Teilchen von ihr hat. Und was die Hauptsache ist, die Völker haben damit keine schlechten Erfahrungen gemacht. Kein Volk will rückwärts in die Zeit vor Rousseau. Der Optimist hat gesiegt, er hat im Kern die Menschen doch besser verstanden, als seine händeringenden Gegner, die an die Vernunft der Völker nicht zu glauben vermochten.

Es ist natürlich J. J. Rousseau so gegangen, wie allen Propheten in der Welt, daß sich nicht alles wörtlich so erfüllte, wie es in seinem Kopfe aufstieg. Darauf aber kommt es auch gar nicht an, denn alles einzelne war für ihn selber ja doch nur Hilfskonstruktion oder Anschauungsmittel zur Belehrung der Leser. In den Einzelbegründungen wechselt er selber in seinen verschiedenen Schriften. Es gibt sogar sehr große und wichtige Fragen, in denen er schwankt. Dazu gehört die Beurteilung des privaten Eigentums. Rousseau kommt gelegentlich bis an die Pforte des Kommunismus, geht dann aber wieder zurück und findet sich in der bürgerlichen Zivilisation zurecht. Das, was bei ihm das Bleibende ist, ist das allgemeine Menschenrecht auf Mitwirkung an der Staatsgemeinschaft. Wenn er dabei die Frauen noch nicht miteinstellte, so war das von seinen Vordersätzen aus ein Denkfehler; im übrigen aber ist er auf diesem seinem Hauptpunkt konsequent stehengeblieben: er haßte die ererbten politischen Rechte und pries die geborenen Rechte. Der Mensch ist frei geboren, gibt aber diese seine angeborene Menschenfreiheit zugunsten der Gemeinschaft auf unter der Bedingung, daß er in der Gemeinschaft vollberechtigter Teilhaber ist. Diese Teilhaberschaft heißt bürgerliche Freiheit. Es soll kein Gesetz gemacht werden, an dem nicht alle mitarbeiten. Das Staatsoberhaupt darf

kein Gesetz von sich aus geben, denn der Gesetzgebung gegenüber sind auch Könige und Präsidenten nur Menschen. Ihr Amt ist Ausführung und Verwaltung. Wenn ein Volk seinen Willen zum Gesetz erhebt, so ist das nicht Revolution, sondern Herstellung der Rechtsordnung, denn ein Rechtsbrecher ist der, der den Volkswillen hindert.

Man kann selbstverständlich von den Königen und Aristokraten nicht verlangen, daß sie diese Staatsgedanken für richtig halten, denn stärker als von Rousseau sind sie von niemandem bekämpft worden. Sie setzen ihr historisches Recht gegen sein erdachtes Recht und nennen es eine bloße Theorie. Das Merkwürdige ist dabei nur, daß auch die Königs- und Aristokratenrechte nur so lange einen praktischen Wert haben, als sie geglaubt werden. An dem Tage, an welchem ein Fürst von niemandem mehr für nötig gehalten wird, da helfen ihm alle Urkunden, Wappen, Salbungen und Kronen gar nichts. Daraus ergibt sich, daß die alten naturrechtlichen Staatsrechtslehrer vor Rousseau darin nicht so ganz unrecht hatten, wenn sie die Königsmacht auf eine Art stiller Beauftragung aller Staatsgenossen gründeten. Es hat zwar niemals ein feierlicher Akt der Königsbelehnung stattgefunden, es hat vielmehr der König gesagt, er sei von Gott gesendet, trotzdem aber bleibt bestehen, daß eine geheime Zustimmung vorausgesetzt werden muß, und zwar eine Zustimmung der Soldaten, Beamten, Geistlichen, aber auch des übrigen Volkes. Wo diese fehlt, da fürchtet sich der König. In solchem etwas abgeschwächten Sinne gibt es eine Art von Gesellschaftsvertrag auch in rein monarchischen Staaten.

An diesen stillschweigenden Gesellschaftsvertrag knüpft Rousseau an und erhebt ihn in das Bewußtsein der Beteiligten: ihr sollt wissen, daß ohne eure Zustimmung die Herrschenden euch nicht beherrschen können! Wenn es richtig ist, daß der Herrscher nicht ohne Vertrag, d. h. nicht ohne Zustimmung der Mehrheit des Volkes Herrscher bleiben kann, dann ist er im Grunde ein Beauftragter der Zustimmenden.

Er scheint zwar unabhängig zu sein, es genügt aber, den Unterbau seiner Existenz aufzuzeigen, um ihn abhängig zu machen. Das allein ist es, was Rousseau tut. Er organisiert keine Revolution, er ist überhaupt kein Staatsmann; er ist nichts als ein fahrender Gelehrter ohne festen Unterstützungswohnsitz. Aber dieser Mann redet mit den Königen die Sprache der Weltgeschichte: ich sage euch, daß ihr ohne die Masse nichts seid! Und die Weltgeschichte tritt für ihn ein und veranstaltet etliche Begebenheiten, bei denen Könige und Massen ihre Rollen wechseln. Es kommt die französische Revolution — das Volk zieht seine Zustimmung zurück.

Während nun dieser Teil des Rousseauschen Gedankens in sich selbst klar und wirkungsvoll ist, gelingt es ihm nicht, den anderen Teil ebenso durchsichtig zu gestalten, nämlich die Darstellung dessen, wie der Volkswille sich ordnungsmäßig äußern kann. Mit anderen Worten, es fehlt schon bei diesem ersten großen Gesellschaftskritiker das Kapitel von den Herrschaften innerhalb der Demokratie, ein Kapitel, über das bis heute die radikalen Strömungen ungern sprechen. Rousseau gibt an verschiedenen Stellen zu verstehen, daß er die Schwierigkeiten kennt, aber er geht ihnen aus dem Wege. Das ist sicherlich kein Vorwurf, denn seine Aufgabe war es, der erste mächtige Rufer der modernen Demokratie zu sein; aber wir unsererseits müssen, belehrt durch die inzwischen gemachten Erfahrungen, zu Rousseaus Sätzen etwas hinzufügen, was sie zwar agitatorisch abschwächt, aber ihren Wahrheitsgehalt erhöht. Es handelt sich darum, daß der Volkswille nicht ohne Führung zustande kommt. Immer leistet die Masse nur Zustimmung, sie schafft aber als Masse keine Ideen. Es liegen in ihr Stimmungen und Bedürfnisse, aber erst wenn die Techniker der Massenführung sich dieser Stimmungen und Bedürfnisse bemächtigen, entsteht der Volkswille. Der Volkswille ist ein historisches Kunstprodukt gerade so wie der Königswille, er ist nicht eine einfache Naturerscheinung. Alles, was organisiert werden muß, entfernt sich eben dadurch schon in

etwas von der Natur. Da nun aber Rousseau die Losung Rückkehr zur Natur ausgibt, kann er für die Demokratie zwar die gewaltige Seelenstimmung, aber nicht die Art der Durchführung beschreiben.

Auch die Demokratie erzeugt sich ihre Präsidenten oder Herzöge, oder wie wir sie nennen wollen. Das interessante Schauspiel der Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten von Nordamerika beweist gerade in diesen Tagen recht deutlich, wie wenig es auch bei allgemeinsten Wahlrechten gelingt, die führenden Oberhäupter auszuschalten. Hunderttausende sind begleitender Chor für einige von ihnen emporgetragene Helden. Rousseau will von Abgeordneten des Volkes nichts wissen, weil er sie als neue Tyrannen scheut. Die Geschichte aber hat überall Abgeordnete geschaffen, Abgeordnete, Parteihäupter und Sekretäre. Das Volksreferendum, die unmittelbare Willensäußerung der Menge hat sich nur in kleinen Staaten und auch dort mangelhaft bewährt. Es geht eben nicht, alle Herrschaft abzuwerfen. Man kann einzelne Herrscher beseitigen, kann alte Herrschaftstitel ändern, kann bevorzugte Klassen entthronen, aber schließlich schaut doch aus irgendeiner Ecke wieder ein neuer Herrenkopf heraus. Das, was geändert werden kann, ist die Wucht der Kontrolle. Diese kann außerordentlich vermehrt werden und ist vermehrt worden.

Was also ist ein freier Staatsbürger? Ein Mitkontrolleur, ein Mitaufseher der Regierenden! Das Regieren selber ist teils eine persönliche Kunst und teils eine gelernte Arbeit. Schon das aber, daß die Menge mit Bewußtsein Kontrollrechte erwirbt, ist etwas Ungeheures. Das ist es, was Rousseau ihr zuerst verkündigt hat. Er glaubte an die Masse, so wie andere an die Könige geglaubt haben; und wie diese letzteren die Könige mit Goldstrahlen umwoben in heiligen Wolken schauten, so sah er das Volk. Er sah hinter der kleinen und geringen Wirklichkeit des damaligen Volkes von Frankreich die Nation, die erst noch werden sollte, und sie wurde. Sie wurde aber nicht nur in Frankreich. Wir alle danken dem

Sohne der französischen Westschweiz ein unverlierbares Gut, das Zutrauen zur Masse. Die wahrhaft großen Gedanken sind an keine Landesgrenzen gebunden, und in Orient und Okzident, unter dem Sternenbanner und an der Newa und auch bei uns greifen in diesen Tagen Menschen voll politischer Glut zu den Schriften Rousseaus und legen ein Lorbeerblatt an den Fuß seines Denkmals. 1912

Herder

Eugen Kühnemann: Herder.
Verlag von C. H. Beck in München.

Von Professor Eugen Kühnemann in Breslau ist sein im Jahre 1894 zuerst erschienenes Buch „Herder" in zweiter Auflage herausgegeben worden. Da er in der Vorrede mitteilt, wie sehr diese zweite Ausgabe mit neuer Durcharbeitung gefüllt ist, kann man wohl von ihr wie von einem neuen Buche reden. Er beabsichtigt, uns ein volles Bild von Herder zu zeichnen, aus dem man Herder kennen lernen kann, und zugleich eine Untersuchung darüber anzustellen, wie und weshalb Herder gerade so werden mußte oder ward, wie er sich schließlich der Nachwelt bietet. Die letztere Frage ist die Seele des Buches, und in ihr liegt für den Leser das stärkste Interesse. Herder hat Anlagen zur geschichtlichen Größe und hat doch diese Größe nicht erlangt. Es liegt etwas wie ein Schleier um ihn herum, er war schon in gewissem Sinne Ruine, als er noch aufstieg, dabei fühlte er sich verdrängt und verkannt, und war es in der Tat. Das, was in ihm lebte, vorwärtsdrängte und schaffen wollte, kam trotz vieler Worte nicht rein und wuchtig zum Ausdruck. So steht er am Himmel der Literatur wie ein verdunkelter Stern erster Größe. Warum in aller Welt gelang es ihm nicht, sonnen-

haft zu leuchten? So etwa fragt Kühnemann, und er berührt damit etwas, was sicherlich viele begabte, aber nicht ganz erfolgreiche Menschen ebenfalls innerlichst beschäftigt, nämlich die Ergründung, weshalb die Welt ihnen nicht gefügiger und dankbarer entgegenkommt. Abgesehen von allen denen, die Kühnemanns Buch um seines literaturgeschichtlichen Inhaltes willen lesen, werden auch diese Weltgrübler nach ihm greifen, um über sich selbst etwas zu finden, indem sie mit Herder nach Königsberg, Riga, Bückeburg und Weimar gehen.

Ob sie viel finden werden? Es liegt jeder scheinbar ähnliche Fall doch wieder so ganz anders! Jedes Talent hat Hemmungen und Unvollkommenheiten in sich selber und findet Störungen und Härten der Außenwelt. Das ist aber eine so allgemeine Wahrheit, daß mit ihr allein wenig gesagt ist. Versucht man nun jedoch die inneren und äußeren Hemmungen eines einzelnen sich genau vor Augen zu führen, so entsteht eben sofort ein ganz persönliches Gemälde. Doch kann sicherlich das Nacherleben eines historischen Daseins dazu dienen, über die Grundsätze klar zu werden, nach denen man bei sich und anderen den Abstand zwischen Lebensplan und Lebensverwirklichung beurteilt. In diesem Sinne nur möchte ich einige Bemerkungen an die Lesung dieses schönen und inhaltvollen Buches anknüpfen.

Man wird von vornherein unterscheiden müssen zwischen den zwei Fragen: erstens, warum wurde Herder nicht das, wozu er veranlagt war? Und zweitens, warum fühlte er sich nicht hinreichend gewürdigt? Beides ist keineswegs ein und dasselbe, denn die Gefühle haben ihr eignes Leben für sich, das oft sehr weit von dem wirklichen Gang der Dinge abliegt. Es gibt viele menschliche Vergrämung, die nur daher kommt, daß der Mensch sich selber zu hoch einschätzt und dann verwundert ist, daß die Mitwelt diese Selbsterhöhung nicht anerkennt. Dieser Fall scheidet bei Herder aus, denn bei ihm ist ein sehr großer wirklicher Wert vorhanden. Sodann aber gibt es Fälle, in denen der Mensch sich von vorn-

herein zwar nicht selbst überschätzt, in denen er sich aber die Welt empfänglicher vorstellt, als sie ist. Dieser Irrtum findet sich besonders leicht bei Verkündigern von Wohlfahrt und Edelsinn, die ihrer ganzen Anlage nach Optimisten sein müssen und deshalb die Menschen im ganzen für gütiger und teilnehmender halten, als sie sind. Sie bringen einen Reichtum von gutem Willen mit und wundern sich, daß ihre Wärme nicht sofort in der Menschheit chemisch wirksam erscheint. Ein gewisses Teil der Herderschen Schwierigkeiten gehört in dieses Gebiet. Er redet immer vom Volk, aber er kennt es nur ungenügend, er predigt von der Menschheit, aber er versteht von ihr doch nur den geistigen Schaum. Das kann man tragisch nennen, aber allzu verwunderlich ist es nicht. Jeder Schaffende muß Materialkunde besitzen. Wer sich nun vornimmt, Menschen zu bilden, dem hilft es wenig, wenn er nachträglich feststellt, daß er sich sein Material anders gedacht hat, als es ist. Er gleicht dem Manne, der mit zu leichten Instrumenten ein hartes Metall anbohren will. In dieser Lage wird vielleicht jeder große oder kleine Reformator einmal sein, aber der eine lernt die Tragkraft abschätzen, und in dem anderen liegt gerade das nicht drin. Kommt nun wie bei Herder hinzu, daß die körperliche Zusammensetzung des betreffenden Menschen nicht ganz glücklich ist, so sind Mißmuts- und Mißtrauensgefühle unvermeidlich. Was wir als körperliche Chemie bezeichnen möchten, ist beim heutigen Zustande der biologischen Erkenntnisse nur ungenau zu bezeichnen und läßt sich für einen längst Verstorbenen nur sehr unsicher rekonstruieren. Immerhin hätte Kühnemann das von ihm gelegentlich vorgebrachte Material zur Beurteilung der persönlichen Physiologie seines Helden besser zusammenstellen können. Bei allem Lobe, das sonst sein Buch verdient, muß doch gesagt werden, daß er sowohl die finanzielle wie die gesundheitliche Existenz Herders nicht so anschaulich macht, wie es wohl für ihn möglich gewesen wäre. Herder war in beiden Hinsichten krank. Er hat Schulden und er hat langwierige

Leiden. Das sind Schäden, die wie Wolken über seiner Landschaft hängen. Was nun sein Leiden anlangt, so ergibt sich aus den Mitteilungen Kühnemanns, daß ihm sicher irgendeines der Grundelemente des Lebens nicht hinreichend zur Verfügung gestanden hat, denn er ist offenbar immer irgendwie bedrückt. Wir wagen nicht, etwas weiteres hierzu zu sagen, da die gegebenen Anhaltspunkte zu gering sind, erinnern nur ganz im allgemeinen daran, daß dasselbe Schicksal von verschiedenen Menschen verschieden getragen wird, je nachdem ihre Mischung von Haus aus lebenskräftiger und harmonischer ist oder nicht. Es gibt Optimisten, die nicht totzuschlagen sind, die alle Enttäuschungen hinwegschlafen, als seien sie nicht gewesen. Zu dieser glücklichen Sorte hat Herder offenbar nicht gehört. Er ringt mit sich und darum mit der Welt.

Dieselben Dinge nun, die wir bis jetzt als Bestandteile oder Grundlagen seines etwas gequälten Gefühlslebens besprachen, kommen in anderer Beleuchtung noch einmal wieder, wenn wir an die objektive Frage herangehen: Warum erreichte er das nicht, wozu er veranlagt war? Hier kümmert uns nun gar nicht mehr, ob er selber und seine Familie sein Leben für tragisch gehalten haben oder nicht, sondern wir versuchen an der Hand der Kühnemannschen Ausführungen uns ein Urteil zu bilden, was Herder hätte sein können, wenn er mit anderer Körperlichkeit und auf anderem Boden gelebt hätte. Man braucht aber die Frage nur erst einmal so zu formulieren, um ihre Gewagtheit zu empfinden. Warum ist Herder nicht Kant oder Goethe geworden? Weil er eben nicht Kant oder Goethe war! Das Kühnemannsche Buch ist aus dieser sehr gewagten Frage entstanden, wird durch sie interessant und lebensvoll, aber es bleibt ein etwas von Unklarheit über dem Ganzen: Konnte Herder überhaupt etwas anderes werden, als er wurde?

Jeder erfahrene Leser merkt, daß wir hier nicht Kühnemann beschuldigen, er sei unklar, denn das, was er fragt, wissen wir alle nicht genau. Er führt bis an die Pforten des

alten und ewigen Zweifels, was denn überhaupt frei ist am Menschen. Daß er dabei nicht Materialist oder Determinist ist, bedarf keiner Versicherung, denn wer nur den Zwang kennt, der wird überhaupt niemals die Frage aufwerfen, weshalb ein Mensch nicht alles das wurde, was er werden konnte. Die Frage hat nur ein Recht auf dem Boden des Idealismus, der mit Kant und Schiller den menschlichen Willen als eine mitschaffende Größe in Ansatz bringt. Aber auch wenn wir ebenso wie Kühnemann grundsätzlich auf diesem Boden stehen, möchten wir kaum wagen, mit ihm zu schreiben: „Wir sehen das Leben, das er hätte schaffen müssen, um sich selbst zu erfüllen." Wer ist in diesem Satze „er"? Ist es der wirkliche Herder, oder ist es das Idealbild seines eignen Gewissens, oder ist es eine nachträgliche Konstruktion? Wer selber an seinem Leben arbeitet, weiß, daß er noch vieles könnte, was er nicht kann, und daß er anderes könnte, wenn er anderes ließe, aber das alles gestaltet sich doch nicht bis zu einem höheren Gegenbilde des wirklichen Lebens, weil man in jedem Jahrzehnt seines Lebens von vorn anfängt. Und zwar ist die Beurteilung vom Ideale aus viel leichter noch bei einem gewöhnlichen und durchschnittlichen Manne als bei einem so stark begabten und vielseitigen Menschen wie Herder. Beim Durchschnittsmenschen gibt es nämlich gewisse Erfahrungssätze, was er etwa erreichen kann und muß, wenn er in seinem Berufe sich normal entwickelt. Das aber ist ja gerade bei Herder anders. Kühnemann beweist uns, wenn wir es sonst noch nicht wissen, welcher Riesenstoff in Herders Kopfe Platz fand. Es ist ungeheuer! Er verzehrt ganze Literaturen, überschaut gewordene und ungewordene Wissenschaften, gibt Anregungen nach allen Seiten und dient dabei als Superintendent und Generalsuperintendent den Kirchen und Schulen zweier Staaten, die ihm vorher so fremd waren wie Landschaften im Mond. Soll man nun sagen können, was aus so einem Mann noch sonst hätte werden können?

Trotz dieser Kritik an Kühnemanns Fragestellung schadet es

nichts, daß er die Sache gerade so angefaßt hat, wie er es eben tat. Er gewann damit eine Art von Gleichzeitigkeit zu Herder, als ob er neben ihm herginge, um sein Leben mit ihm noch einmal anzufangen. Und außerdem ist dieses Verfahren geeignet, die im Leben vorhandenen Schwierigkeiten auch dem Nachlebenden anschaulicher zu machen, da ihm immer zugerufen wird: Wenn Herder mehr eigne Willenskraft besessen hätte, wenn er seine eignen Worte immer wörtlich genau genommen, wenn er mehr innere Zusammenraffung und weniger zerfließende Geistreichigkeit gehabt hätte, — was wäre er dann für ein Kerl gewesen! Dann wäre er monumental geworden, ein Kabinettstück der Weltgeschichte! Ja, — wenn!

Nehmen wir an, Herder sei als seliger Geist imstande auf sein Erdenwerk herabzuschauen, ohne weiterhin durch leibliche und amtliche Mühsal bedrängt zu werden, so muß er, falls er nicht alle irdischen Maßstäbe inzwischen verloren hat, mit sich doch einigermaßen zufrieden sein. Daß ein Schriftsteller, dem die Feder so locker sitzt, der aber für den Wert des einzelnen Wortes kein richtiges Gewicht in den Fingerspitzen hat, nicht für alle Zeiten gelesen werden kann wie Goethe oder Lessing; daß ein Philosoph, der zwar über sehr vieles denkt, der aber der strengen Begriffsarbeit ausweicht, nicht die logische Erzieherkraft eines allerersten Begriffsarbeiters gewinnt; daß ein Geist, der sich am kleinen Spiel der Nebenideen ebenso freut wie am großen Aufbau, nicht Herr einer ganzen Generation werden kann, das wird ihm selber, da er viel Erkenntnisfähigkeit besitzt, nachträglich nicht verborgen sein. Andererseits aber erhebt sich ein ganzes Jahrhundert als Zeuge dafür, daß er etwas Großes und Notwendiges gesucht hat: Ideen zur Geschichte der Menschheit. Hegel und Marx sind in gewissem Sinne Fortsetzer von Herder, Pfadfinder für eine Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes von seinem ersten Lallen bis zur Aussprache der schwierigsten Entdeckungen sowie der zartesten Regungen. Und wie ist die von ihm geahnte Einheit der Menschheit seitdem ge-

wachsen! Herder war Menschheitsprophet, so wie die israelitischen Propheten ein messianisches Zeitalter ihres Volkes weissagten. In ihm wirkte die Anregung des geheimnisvollen Grübelers Hamann weiter und wuchs sich zur breiten hoffenden Menschheitsbeleuchtung aus. Was Hamann als Brocken seines Geistes hinwarf, ward in ihm eine Art lehrhafter und gelehrter Dichtung. Wem so viel gelang, der hat nicht vergeblich seinen irdischen Lauf vollendet.

Öfter dachte ich beim Lesen des Kühnemannschen Buches an einen anderen späteren Weimaraner, an Franz Liszt. Wie leicht würde es sein, ihn in ähnlicher Weise zu behandeln, wie es hier mit Herder geschehen ist! Beide sind bei aller eignen Leistung doch in erster Linie große Nachempfinder alles Hohen und Feinen, das vor ihnen gedacht oder geschaffen wurde. Auf solche Leute fällt ein Schimmer von allen denen, die von ihnen wiederentdeckt oder neu belebt werden. Unter Herders Händen werden Homer und Shakespeare und viele andere Schöpferkräfte neu. Das sieht fast aus, als ob er sie gemacht hätte. Man verwechselt die Virtuosität des Nacherlebens mit dem Schaffen selber. Er sitzt sozusagen am Klavier und phantasiert golden und unerschöpflich über die Dichter und Geister aller Völker. Und wenn er aufsteht, so ist es, als seien sie alle in ihm. Er aber verbeugt sich lächelnd und sagt: Ehre den Großen! Dies Lächeln hat meines Wissens Franz Liszt besser fertig gebracht als Herder. Er wußte, daß er nicht Richard Wagner war, aber daran ist er nicht gestorben.

Nun ist freilich ein Unterschied: auch Liszt hatte eine geistliche Stellung, aber sie war für ihn doch nur mehr ein Märchenkleid aus romantischen Domen, für Herder aber war seine geistliche Stellung eine tägliche Wirklichkeit, eine Würde und Bürde, nicht ausgeglichen wie für Schleiermacher durch eine Lehrstelle an der Universität. Herder war Generalsuperintendent. Als solcher ist er sicher der Erste unter seinen Kollegen. Wo ist ein Mann im Kirchenregiment, der so viel

vom Walten Gottes in der Geschichte versteht? Aber es ist doch nicht zu verkennen, daß im geistlichen Amte auch in jener dogmatisch freieren Zeit Bindungen liegen, die das freie Philosophieren erschweren. Man ist versucht, sich Herder ohne dieses Amt zu denken, aber — da beginnt ja schon wieder das Phantasieren über das, was hätte sein können, wenn alles anders gewesen wäre. Wir nehmen das, was gewesen ist, und danken Kühnemann, daß er es uns so nahe gebracht hat.

1912

Schiller

Hundert Jahre liegen zwischen Schiller und uns. Er hat sie wunderbar gut überdauert. Von ihm lebt nicht nur der große Name noch, sondern viel mehr. Manches freilich wird wenig gelesen, und wenn es gelesen wird, so ist es fremd. Das gilt teils von seinen geschichtlichen, teils von seinen philosophischen Arbeiten. Je mehr er Gelehrter sein wollte, desto vergänglicher wurde er, und je mehr er Dichter war, desto unzerbrechlicher wurden die Gestaltungen seiner Hände.

Vieles ist anders geworden in diesen hundert Jahren. Neue Interessen haben die alten verdrängt; wir sind materieller und praktischer geworden, haben nach Schiller und Goethe den Bismarck erlebt, und können uns nur schwer eine Vorstellung machen, wie unberührt von unseren Tagesfragen das damalige Weimar war. Damals war die Dichtung nicht nur eine Nachspeise zum übrigen geistigen Leben, wenigstens nicht dort, wo Schiller dichtete. Die praktische Beeinflussung des Lebens war weniger wichtig als die vollendete Darstellung. Menschen erziehen wollte Schiller. So rein ästhetisch, daß er gar nichts gewollt hätte als erleben und darstellen, war er nicht, selbst dann nicht, als er sich theoretisch dieser rein ästhetischen Auffassung am meisten näherte. Er war Menschen-

bildner. Zu was aber wollte er sie bilden? Zum Menschentum, zur Freiheit, zur Größe der Seele! Es war nichts Bestimmtes, Praktisches, was er im Auge gehabt hätte. Er arbeitete ins Allgemeine hinein, ins Uferlose. Und doch hat er hundert Jahre gut überdauert. Das Allgemeine bleibt nämlich viel länger als das Besondere.

Ob Schiller ein guter Deutscher war? Man sagt es. Was wäre denn aber geworden, wenn er nach Paris oder Kopenhagen gezogen wäre? Das zweite davon lag ja nahe genug. Er war, wie wir heute sagen würden, ein sehr internationaler Mensch, beständig mit ausländischen Stoffen beschäftigt, wenigstens von Mannheim an. Man sehe nur, wo seine Dramen spielen! Während sich die französische Macht rüstet, nach Osten zu stürmen, singt er in seiner Jungfrau von Orleans dem einstigen Entstehen dieser Macht ein zauberisch gewaltiges Lied. Er las soviel in fremden Sprachen und handhabte sie so gut! Und doch ist es richtig, ihn als guten Deutschen zu bezeichnen, denn durch ihn bekam das Deutsche Klang und Rhythmus, und zwar sowohl die Sprache wie der Geist. Aus allen Ländern holte er sich Stoffe, aus Rom und Paris holte er sich Form, aber er machte dann alles deutsch, nicht weil er ein bewußter Nationalist gewesen wäre, sondern weil die deutsche Naturanlage in ihm unendlich stärker war als aller fremde Kultureinfluß. Er bezeichnet in der deutschen Kulturgeschichte den letzten großen Einfluß romanischer Kultur. Er gehört viel mehr zur romanischen Kultur als Goethe. Man denke an seine Vorliebe gerade für den lateinischen Dichter Vergil, an den fast lateinisch kunstvollen Strom seines Satzbaues, an den Sinn für Glanz, Prunk, Würde, der in allen seinen Arbeiten vorhanden ist! Man denke an seine geistige Abhängigkeit von Rousseau, bis er Kant fand! Er war für uns die letzte, schönste Blüte der Renaissance, der letzte große Lateiner, den unsere Literatur gehabt hat, der es aber fertig brachte, den Schmuck und hohen Ton der alten Weltsprache so restlos, so großartig deutsch zu machen, daß seit Schiller aus dem La-

teinischen nichts Neues mehr für unser deutsches Schrifttum zu holen ist. Er hat das Beste herübergeholt, was dort zu suchen war. Seit Schiller hat auch die deutsche Sprache Marmorglanz. Es war, als hätte Schiller die deutsche Sprache genommen und ihr eine römische Vergoldung gegeben. Es blieb die deutsche Sprache, aber sie war so strahlend, so jubelnd geworden, daß man sie kaum wiedererkannte. Da wir von Kind auf mit der durch Schiller vergoldeten Sprache vertraut sind, wissen wir es nicht mehr zu schätzen, welchen Rausch Schillers Klänge bei denen hervorbringen mußten, die sie zuerst mit Verständnis vernahmen. Meist freilich mußten die Ohren sich erst an diese Musik gewöhnen, denn Schillers Sprache war in ihrem Entstehen mindestens so neu wie Richard Wagners Musik oder Böcklins Farben. Es ist nicht ohne Absicht, daß wir diese beiden nennen. In ihnen pulsiert der eine Teil von Schillers Blut weiter. Es sind die Nicht-Naturalisten, die großen bunten Phantasten, die Seelen, die sich eine Welt denken und die dabei etwas Römerklang brauchen, die von Schiller stammen. In der Politik waren die meisten Redner des Jahres 1848 mit einem Echo Schillerscher Töne gefüllt. Die ganze öffentliche Beredsamkeit bis zu Bennigsen und Lassalle ist Schillerisch. Erst mit Bismarck fängt eine neue Art der Rede an, die jenes große farbige Pathos verliert, ohne dadurch arm und formlos zu werden. Noch heute aber ist keine große Zeitung ohne etwas Schillerfarbe möglich. Es ist wunderbar, wie dieser eine Mann uns hundert Jahre lang in seinen Rhythmen festhält, ohne daß wir es fühlen!

Und inhaltlich? Wir bekennen alle, daß wir von Darwin gelernt haben, und viele von uns bekennen, daß sie von Marx gelernt haben. Darwin und Marx sind aber ganz etwas anderes als Schiller, viel verwandter mit Goethe, Naturalisten und nicht Moralisten, Leute, die nicht mit dem beginnen, was sein soll, sondern mit dem, was ist. Und doch ist die marxistische Sozialdemokratie eifrigst darauf aus, Schiller für sich in Anspruch zu nehmen. Sie müßte ihn einen bürgerlichen

Ideologen nennen, von dem kein klassenbewußter Proletarier ein Stück Brot nimmt. Daran denkt sie aber gar nicht, denn auch die Moral Schillers hat etwas Unverwüstliches. Sie ist die Naturmoral der kräftigsten Aufklärungszeit, vielleicht die beste und kräftigste Moral, die seit dem Evangelium verkündet worden ist, die Moral, die ihrer selbst gewiß ist, nach keinem Priester fragt, unter Umständen einen Geßler tötet, an die ewigen Rechte glaubt, und dabei zart, menschenfreundlich und arbeitsam das Leben zu verbessern trachtet, keine aristokratische Herrenmoral, die das Volk verachtet, keine pietistische Mönchsmoral, die der Welt aus dem Wege geht, keine Spießbürgermoral, deren Gott der Justizrat ist, eine Anfeuerung aller Willenskräfte durch einen wundervollen alles überwindenden Optimismus. — Nach dieser Schillerschen Moral dürsten wir trotz alles dessen, was inzwischen an moralischem Regen über uns niedergegangen ist. Und dabei sehen wir den unvergeßlichen Menschen vor uns, der mit Mangel und Krankheit gekämpft hat und sozusagen aus der Krankenstube heraus unsterblich geworden ist. Dieser deutsche Moralist lebt noch länger als der deutsche Stilist Schiller. Was sind für ihn 100 Jahre?

Und er lebt nicht allein. Seht ihn dort sitzen, das blasse Gesicht mit der hohen Stirn! Da quillt es von Gestalten, die nicht tot zu machen sind. Er stellt Menschen hin, die es nie gegeben hat, und diese „Kinder seiner Einbildungskraft" sind dauerhafter als die Lebenserinnerungen der meisten wirklichen Menschen. Es schadet gar nichts, wenn dem Wallenstein, der Jungfrau, dem Tell nachgewiesen wird, sie seien nicht historisch. Darüber lachen sie. Was ist Historie? Wer macht Historie? Leute wie Schiller machen rückwärts wie vorwärts Historie. Rückwärts warf er sein Licht auf Perioden, von denen ohne ihn der ungelehrte Durchschnittsdeutsche überhaupt nichts wissen würde. Den Schweizern gab er das schönste Stück ihrer „Geschichte". Aus der Nacht der Vergangenheit ruft er Geister, und weil er sie ruft, kommen sie, setzen sich an die Tafel, essen, lieben, kämpfen, philosophieren und werden

die Lebensgenossen von Hunderttausenden. Was würden die Protestanten dafür geben, wenn Schiller ihnen den Luther aus der Gruft der Theologie herausgehoben hätte! Welche Gestalten, die nun nie leben werden, sind vor 100 Jahren mit Schiller schlafen gegangen!

Wir heutigen Menschen sehen mehr als die Menschen damals. Schiller ist nie an die See und nie nach der Schweiz gekommen. Stuttgart, Mannheim, Dresden, Weimar, Berlin, das ist seine Geographie, für damals immerhin etwas, aber doch nichts für den Mann, der aller Zonen Taten vor sich schauen wollte, und der selbst ein Drama über die Schiffahrt auf der Liste der noch zu vollbringenden Arbeiten hatte. Vom kleinen Raume aus umspannte er die große Welt. In seiner Stube ließ er die Könige und Generäle spazieren gehen. Im Verkehr mit wenigen lieben Menschen, aber mit zahllosen Büchern baute er sich seine dichterischen Burgen. Und das eben ist das merkwürdige: er griff in die Luft und die Luft wurde fest! Aus Phantasie entsteht eine Wirkung, der wir alle unterliegen. Es ist doch wahr, daß die großen Dichter neben dem Schöpfer und Donnerer Zeus sitzen. Er wenigstens hat da gesessen. Von da aus half er mit, unsere Historie machen, die Geschichte eines hundertjährigen Ringens um die Freiheit. Wo in aller Welt Freiheitskämpfe sind, wird er irgendwie dabei sein. Alle seine Gestalten drehen sich um das ewige Thema: die Freiheit der Menschen von fremder und eigener Knechtschaft, die Freiheit des Willens. Das ist sein Beitrag zur Weltgeschichte. Er wird noch abermals 100 Jahre nötig sein. 1905

Richard Wagner

Wenn jemand, der zum erstenmal nach Bayreuth ging, von dort heimkehrt, wird er vielfach mit der alltäglichen Frage empfangen, wie es ihm gefallen habe. Was aber soll er

sagen? Kann man sagen, daß einem das Meer gefällt oder die Wüste oder Shakespeare? Die Eindrücke der Wagnerschen Kunst sind so mannigfach, so verwickelt, so bunt und so merkwürdig, daß niemand gedacht werden kann, der nicht von einem Teil der Gesamtwirkung innerlichst gepackt und tief befriedigt würde. Welcher Teil der Gesamtwirkung es ist und welcher nicht, das allein kann von dem einzelnen Besucher festgestellt werden. Diese Feststellung ändert an Wagner und seiner Kunst nichts, sie kennzeichnet nur den Grad der Entfernung, in der sich der einzelne von ihm befindet. Ich meinesteils muß gestehen, daß mich das Gefühl weiter Entfernung bei der Darstellung nicht verlassen hat und bei aller nachherigen Überlegung nicht geringer geworden ist. Die Musik hat mich gefesselt, wie es bei einem nicht musikalisch geschulten Menschen nur immer möglich ist. Parsifal und der Fliegende Holländer tönen weiter durch die Seele, und wenn ich nichts gehört hätte als diese Musik, so wären die Tage in Bayreuth für mich schon unvergeßlich geworden. Und dann der Eindruck des Bühnenbildes! Die Szenerie des Fliegenden Holländers und die meisten Dekorationen des Parsifal waren von beglückender Pracht. Dazu gesellte sich der Umstand, daß mitten in soviel gehörter und gesehener Schönheit wirkliche Gedanken lebten. Mehr an Inhalt kann gar nicht in kurze Stunden hineingeschoben werden als im Parsifal geschieht, und für den, dem dieser Inhalt innerlich verwandt ist, kann es keine größere Harmonie geben als Parsifal. Das letztere aber traf bei mir nicht zu und deshalb wogten Bewunderung und Befremdung beständig durcheinander und die Befremdung war von beiden das tiefere. Worin sie liegt, suche ich darzustellen, um anderen, die in ähnlicher geteilter Stimmung sind, bei ihrem Nachdenken über die Mysterien des neuen Eleusis ein wenig zu helfen. Es handelt sich um die innere Scheidung zweier Arten von Weltanschauung, wenn man will, zweier Arten von Glauben. Wagner ist der letzte hohe Romantiker, wir sind aus der Romantik heraus. Noch wissen wir, daß die Romantik

ein Teil unserer eigenen Jugend war, ja daß sie um alles unser Denken noch immer leise farbige Fäden zieht, aber gerade die gewaltig konzentrierte Romantik des Parsifal drängt zur inneren Entscheidung. Ist die Welt Parsifals unsere Welt?? Nein, abermals nein! Aller ihr unsagbar schöner Zauber reicht nicht aus, den zu binden, der grundsätzlich nicht mehr romantisch denkt. Das, wofür ich Bayreuth danke, ist nicht am wenigsten der Zwang, längst gefühlte Unterschiede stärker zu begreifen und genauer zu formulieren.

Natürlich wird der Begriff Romantik verschieden von denen gefaßt, die in ihr und die außer ihr stehen. Die in ihr stehenden sehen sie als Gegensatz gegen alle bloß nüchterne Verständigkeit der Aufklärung an. Dabei haben sie im allgemeinen die alte Aufklärung im Auge, die vor der Romantik liegt, die kahle Welt der allmählich leer gewordenen Vernunftbegriffe. Im Zeitalter geschichtsloser Alltagsverständigkeit bedeutete die Romantik den Sprung in die Geschichte und ihre Herrlichkeiten. Dem kahlen Heute wurde ein leuchtendes gegenübergestellt, eine Vergangenheit von Übermenschen, Heiligen, Helden, Riesen und Elfen. Der wunderlosen Gegenwart wurde der Zaubertrank wundergesättigter Märchenzustände gereicht. Der Welt der Technik und des Profites wird eine andere Welt enthüllt, in der noch höhere Mächte walten als Maschine und Gold. Der Schwäche unserer Leidenschaften, Schmerzen und Seligkeiten werden Zeiten gezeigt, in der es Seelen gab, deren Lachen wie Glockenton der Ewigkeit klingt und deren Stöhnen wie die Verzweiflung ganzer Gebirge wirkt. Man geht durch die Gefilde der Gestorbenen und sucht bei ihnen Länder aller Träume der Menschheit, Erlösungsländer für die von der Gegenwart mürbe und klein gewordenen Seelen. So ging man nach Griechenland, Palästina, zu den alten Deutschen und ins Mittelalter. Was man dort suchte und fand, war nicht die einstige Wirklichkeit. Gerade diese einstige Wirklichkeit wird nicht gesucht. Wer sie aufzudecken sich bemüht, erscheint als Frevler. Daß auch in Hellas, Galiläa, in den

Wäldern der Nibelungenzeit und in den Pyrenäen der Gralsepoche Menschen lebten, die wie wir ihr kleines Schicksal durch den Wechsel grauer und sonniger Tage dahinschleppten, das will man nicht sehen und sagen. Wozu nämlich dient die Vergangenheit, wenn sie nicht anders war als unser Dasein?

Verhältnismäßig einfach ist nun die Romantik da, wo sie nur ein heiliges Land mit ihrer Phantasie verklärt. Goethes Iphigenie ist der reinste und feinste Typus einer solchen Romantik. Daß Goethe mehr war als ein hellenischer Romantiker, braucht kaum gesagt zu werden, hier aber kommt er nur als Teilhaber eines Teils der romantischen Gesamtströmung in Betracht. Neben der hellenischen Romantik trat die galiläische Romantik bei den Nazarenern beider Konfessionen rein und in sich klar hervor. Das Wiedererwachen des Glaubenslebens im 19. Jahrhundert ist voll von neuer Verklärung des alten heiligen Landes. Auch die germanische Romantik ist bei den Neuentdeckern der Edda und des Nibelungenliedes rein und einfach gewesen. Erst allmählich fließen die heiligen Länder ineinander über. Alle Helden und Heiligen der Vergangenheit werden zu Brüdern. Die Begriffe eines Traumlandes werden ohne viel Sorgen auf das andere übertragen, alle Legenden und Sagen mischen sich immer willkürlicher. Christus und Venus sind zwei Sterne an demselben Himmel, Jehovah und Wuotan sitzen in denselben Wolken. Eine Zeit lang, vor etwa 50 Jahren, war es geradezu charakteristisch für die Romantiker, daß sie Götter, Gott und Götzen nicht mehr unterscheiden konnten. Man sah nicht, daß ein Gott in der Wüste gewachsen war und ein anderer am Strande der Nordsee. Der palästinensische Erlösungsgedanke ward in germanischen Naturdienst hineingetragen, Eva, Maria Magdalena, Ahasverus mußten bis ins Mittelalter hinein leben können, alle wirkliche Geschichte ertrank in einer Überschwemmung zeitloser Gestaltungen, die keinen festen Mutterboden mehr unter ihren Füßen hatten.

Diese gemischte Romantik ist der Untergrund zu Parsifal.

Nie sonst hat jemand so souverän mit den Geistern aller Zeiten geschaltet wie Wagner. Er entwurzelt sie alle und sammelt ihre stärksten Seelentöne zu einem unheimlich volltönigen Orchester. Alle Wirklichkeit muß gestorben, aller Geschichtssinn begraben sein, ehe man diesen Sturm geschichtslos gewordener Motive ertragen kann. Mit allem Glanz, der zwischen Klopstock und Böcklin verstreut liegt, werden wir mit einem Male überschüttet. Damit ist die Romantik bei ihrem Anfang angelangt, bei der Geschichtslosigkeit. An Stelle der alten Aufklärungsideen schweben neue mystische Ideen über der Menschheit, die aus der Geschichte nur eins herausgenommen haben, was der alte Rationalismus nicht hatte: Farben, Worte, Töne aus allen Jahrhunderten. Keine versunkene Glocke kann heller klingen als diese gehäufte Wagnersche Mystik. Parsifal bleibt die Höhe der Romantik.

Und doch, so groß der Zauber ist, er greift nicht mehr. Wir glauben ihn nicht mehr. Schon seine Schöpfer glaubten ihn nicht in einfacher Weise. Wenn man im Mittelalter geschichtslos war und den Virgil zu den Heiligen führte, so geschah das in Naivität, denn auch die höchsten Geister des Mittelalters hatten kein Empfinden für den Unterschied der Zeiten und Völker. Als Wagner den Parsifal dichtete, war die Geschichtslosigkeit bereits etwas Künstliches und Wagner selbst hat in seinen Schriften genug Beweise dafür gegeben, daß er für den Unterschied der Rassen und ihrer Kulturen nicht blind war. Er war ein Freund von Gobineau, dem Vater neuer Rassegedanken. Das hinderte ihn aber nicht, die Stammbäume seiner Ideen zu vergessen. Er persönlich stand schon an der Wende zur nachromantischen Zeit, sobald er aber als Künstler schuf, gehörte er dem alten Geschlechte an, denn das neue ist seiner Natur nach immer zuerst unkünstlerisch, herb, hart und unpoetisch. Wir, die wir im neuen Denken um ein Menschenalter weiter sind, verstehen, daß er das Neue nicht zur poetischen Machtwirkung gestalten konnte. Auch heute kann das noch niemand. Aber ihn so aus seiner Zeit ver-

stehen, heißt noch lange nicht, ihn als Ausdruck unseres Denkens und Fühlens vertragen können. Parsifal ist historisch geworden und kann von uns nur noch auf dem Umweg historischen Nachdenkens über die Romantik begriffen werden. Das ist es, was den quält, der sich bemüht, sich unmittelbarem Genusse hinzugeben.

Wie aber ist die neue nachromantische Geisteswelt beschaffen oder was ist es eigentlich, das wir anders sehen und fühlen als Wagner? Die Antwort ist teilweise im vorigen enthalten, muß aber für sich klar gestellt werden. Aus der Romantik wuchsen zwei Kinder heraus: die neue geschichtslose Phantastik und die neue methodische Geschichtsbetrachtung. Da einmal Romantik in ihrem Anfang Hinwendung zur Historie war, versteht es sich leicht, wie sie neben dem oben beschriebenen in Wagner gipfelnden Gebirgszug der Phantastik noch andere weniger pittoreske Gestaltungen aus sich heraus setzte. Man studierte die heiligen Länder der Romantik genauer, und je besser man das tat, desto mehr verloren sie ihren übermenschlichen Charakter. Die Helden und Heiligen, die Riesen und Zauberer wurden zu Menschen bestimmter Rasse, Zeit und Anlage. Man sah sie nicht mehr in der Luft schwebend, sondern irgendwo auf festem Boden wandelnd. Und was für die Stellung zu Wagner noch wesentlicher ist: das innere Verhältnis zu den Sagen wurde ein anderes. Die dichtende Romantik sieht in der Sage die ewigen moralischen Wahrheiten anschaulich und lebendig geworden. Sagen sind ihr Offenbarungen, Göttergedanken, heilige Ströme. Die methodische Geschichtsarbeit lokalisiert die Sagen und erklärt sie aus ganz bestimmten Verhältnissen heraus. Um ein einfaches Musterbeispiel zu nennen: einst war die Geschichte von Kain und Abel der ewige Kampf von Böse und Gut, jetzt ist sie der zeitgeschichtliche Kampf zwischen Ackerbau und Hirtentum in Vorderasien. Sagen ohne derartigen zeitgeschichtlichen Untergrund empfinden wir als inhaltlos, mag in sie noch soviel psychologischer und moralischer Tiefsinn hineingeheimnißt wer-

den. Das ist es, was ich bei Parsifal nicht loswerden kann: das, was uns Wagner im Parsifal bietet, ist gar keine echte Sage mehr, denn hinter seiner Sage liegt kein reeller Sagengrund. Immer wenn man den Parsifal-Inhalt weiter nach rückwärts denken will, gerät man ins völlig Uferlose. Beispiel: Ein um ein neu entstandenes Heiligtum gescharter Ritterorden ist in der Epoche der Kreuzzüge natürlich sehr gut möglich, ein solcher Orden kann aber nicht anders bestehen als auf einer nach den Regeln des Lehnsystems geordneten Agrarherrschaft, er muß Herrschaftsorganisation sein. Anders als so ist er von vornherein ein nicht Existierendes. Der Begriff Ritterorden enthält nämlich für jeden geschichtlich Denkenden von vornherein gewisse feststehende Merkmale, mag es sich um Rhodus, Malta, Ostpreußen oder Nordspanien handeln. Er ist eine Unterart der Gattung Rittertum überhaupt. Anders als innerhalb seiner Gattung ist er so unmöglich wie ein Säugetier ohne Rückgrat. Nun beginne man aber einmal damit, sich die heilige Tafelrunde des Amfortas als Herrschaftsorganisation im Sinn des Rittertums zu denken! Sofort zerstiebt der Geist der barmherzigen Jungfräulichkeit, wie ihn diese Tafelrunde haben soll. Der ursprüngliche Nazarenergeist, der reine Franziskanergeist, kann nicht in das Gefäß einer feudalen Rittergemeinschaft hineingegossen werden. Der Nazarenergeist ist Geistesatem armer Leute, die sich um den Gott scharen, der um ihretwillen arm und niedrig wurde. Dieser Geist baut keine Kathedralen und Burgen. Man denke sich Jesus im Gralstempel! Wagner verlangt von uns, daß wir einen Ritterbund sehen, der eine Seelenzartheit pflegt wie sie niemals in einem Rittertum sein kann und darf. Und wer baute eigentlich den Gralstempel? Große, herrliche Bauwerke sind nie ohne aristokratische Herrschaft entstanden, am wenigsten im Mittelalter. Hinter jeder Burg und Kathedrale schaut das Auge ganz von selbst die Landschaften, deren Zehent und Tribut das Heiligtum ermöglichte. So wenig ich im Schloß von Versailles oder im Zwinger von Dresden stehen kann, ohne des

Volkes zu gedenken, das diese Pracht erarbeiten mußte, ebenso wenig kann ich mir die Gralsburg ohne Ausbeutung entstanden denken. Darin liegt kein Vorwurf gegen die Erbauer, nur die Aussprache eines geschichtlich notwendigen Zusammenhanges. Muß ich nicht sehen, daß dort die teuersten Steine verarbeitet sind? Mit Absichtlichkeit rückt mir die Szenerie die Frage nach den geschichtlichen Möglichkeiten in die Seele hinein. Je vorzüglicher der Marmor und der Goldbelag dargestellt werden, desto weniger kann ich auf die Vorfragen verzichten. Und nebenbei stört es mich noch ein klein wenig, daß der Stil des Tempels um 300 Jahre von der Zeit der Sage entfernt liegt. Wagner zwar fragt nicht nach diesen Vorbedingungen seiner Zauberwelt, von ihm verlangen wir auch nach seiner inneren Struktur gar nicht, daß er so fragt, wir aber, wir können unseren durch historische Erziehung in feste Bahnen gebundenen Gedanken nicht plötzlich Halt gebieten: Ihr, die ihr eintretet, laßt alle Historie draußen!

Und wie ist es mit den Wundern des Parsifal? Es wimmelt von Wundern: heiliger Gral, heiliger Schwan, heilige Lanze, heiliger Quell, Stimme aus dem Grabe, verzauberter Gehorsam, mystische Heilung. Diese Wunder sind in wundergläubigen Zeiten völlig an ihrem Platze. Man kann sie im Mittelalter tragen so gut wie man den Erdgeist des Doktor Faust tragen kann. Dann aber muß wirkliches Mittelalter geboten werden, wie es Goethe im Faust tut. Im Parsifal wird im Grund eine Gegenwartswelt geboten. Der Geist ist in ganz anderem Sinn modern als im ersten Teil des Faust. Schon die Musik zwingt uns zur Annahme moderner Seelen. Seelen, die so mikroskopisch empfinden wie die Wagnerschen Seelen, sind niemals wundergläubig im Sinn des Mittelalters. Vielleicht glauben sie an Spiritismus oder etwas ähnliches, aber nie daran, daß der Besitz eines erinnerungsreichen Speeres oder sonst einer Reliquie heilt. Man hat also auch hier wieder eine Disharmonie, die sich nicht auflöst, eine Zwangslage voll Qual für den von zwei historischen

Zeiten zugleich mit Macht ergriffenen Hörer. Ein Wunder im Alten und Neuen Testament oder bei Martinus von Tour oder in einer italienischen Wallfahrtskapelle ist an seinem richtigen Platze, aber hier vor dem Weltpublikum der wunderlos gewordenen Neuzeit wirken alle diese Wunder anachronistisch, gerade diese alten braven Wunder von einstmals.

Man stelle Wagner neben seine drei größten Zeitgenossen: Marx, Darwin und Bismarck! Er ist in seiner Art bedeutend genug, um mit den ersten Größen seiner Zeit verglichen zu werden, aber der Vergleich zeigt, daß er geistig vor den drei anderen gelebt hat und nicht mit ihnen. So wenig die drei unter sich eines Wesens sind, so ist jeder von ihnen ein Totschläger der Romantik. Alle drei sehen den Kampf ums Dasein als das erste Element des Fortschrittes an und versagen sich einer Ethik, wie sie in der Gralsrunde waltet, nicht weil sie etwa unmoralischer wären als die Romantiker, sondern weil sie nur darauf verzichten, sich ihre Lebensmoral aus allerlei alten Gedankenbeständen zusammenzusetzen. Niemand, der sich auch nur in einen dieser drei vertieft hat, wird dadurch sittlich ärmer geworden sein, wer es aber tat, der wallfahrtet nicht mehr deshalb nach den Mysterien von Bayreuth, um dort sein sittliches Lebensbrot zu finden. Ohne Zweifel sind Mitleid und Keuschheit zwei starke Faktoren des sittlichen Lebens, aber sie allein umfassen die Sittlichkeit nicht. Das Mitleid hat seine Grenze an der Notwendigkeit, daß immer die alten Formen von neuem verdrängt werden müssen, und die Keuschheit hat ihre Grenze an der Notwendigkeit der Fortpflanzung des Menschengeschlechts. Mitleid und Keuschheit sind regulierende Motive innerhalb einer die zukünftigen Menschheitsformen suchenden Gesamtsittlichkeit, aber sie für sich sind nicht der Kern des sittlichen Lebens. Als solcher aber wollen sie im Parsifal erscheinen. Es fehlt der Hinweis auf den positiven Zweck der Gralsreligion, biblisch gesprochen, die Idee des Reiches Gottes. Was gegeben wird, ist Kontemplation und Jungfräulichkeit, ein Klosterideal, kein Menschheitsideal.

Von hier aus ist auch das Verhältnis des Parsifal zur christlichen Religion zu betrachten. Ohne Zweifel gehen viele Besucher nach Bayreuth, um dort Religion zu finden, und es ist gar nicht zu bestreiten, daß viele Menschen mit gesteigertem Innenleben und neuer Lust an göttlichen Offenbarungen von dort zurückkehren. Auch Leute, die ihrem Pastor oder Priester keine Wunder glauben, werden hier an ihrer Alltagsweisheit irre, und Menschen, die seit ihrer Konfirmation kein Abendmahl mehr besucht haben, bekommen weihevolle Neigung zum heiligen Kelch. Das will heißen: die Romantik Wagners ist so stark, daß sie Seelen, die mit keiner festen anderen Lebensanschauung gesättigt sind, einfach in sich hineinzieht. Das ist für viele, im Vergleich zu der seelischen Armut, in der sie vorher lebten, ein fast unbezahlbarer Gewinn. Damit ist aber noch keineswegs gesagt, daß die Romantik auch in dieser ihrer gesteigertsten Form die Religionsart bietet, die unser Volk nach seiner bisherigen geistigen Entwicklung braucht. Wenn unsere Religion tatsächlich mit der Romantik lebt und stirbt, dann stirbt sie trotz aller Weihestunden von Bayreuth. Man lasse nur die vorhin genannten drei, Marx, Darwin und Bismarck, noch ein Menschenalter hindurch wirken, sich gegenseitig umschlingen, sich in neue Denkformen umgießen, man lasse Entwicklungslehre und Staatsgedanken weiter schaffen, so wird man den Boden für die Gralsreligion nicht mehr haben! Was dann? Ist dann das Christentum zu Ende?

Niemand, der im religiösen Leben unserer Tage mitten drin lebt, verkennt die ungeheuren Schwierigkeiten, in denen sich unsere Religion befindet. Die Entzauberung der heiligen Länder, von der ich vorhin gesprochen habe, hat das alte Palästina des Glaubens umgeschaffen. Die theologisch-historische Arbeit fast eines Jahrhunderts verbietet die naive Überspringung des Zeitraums, der zwischen uns und den biblischen Geschichten liegt. Auch die Heilsgeschichte ist Historie geworden. Man versteht das Damals aus den Verhältnissen von damals. In dieser Lage begreift es sich leicht, daß ängstliche

Gemüter unsicher werden, ob nicht der Religionsgehalt an sich auch zur bloßen Erinnerung herabsinkt, und daß sie aus ihrer Angst heraus sich an den Klammern, der es versteht, sie über alle Geschichte hinweg zur unmittelbaren Gemeinschaft der Offenbarungsperiode emporzuheben. Nur kann er sie nicht dauernd heben. Wenn die Töne von Bayreuth verklingen, wenn das elektrische Licht im heiligen Becher erlischt, dann tritt die Gegenwart wieder in ihr Recht, diese auf anderer geistiger Grundlage erbaute unromantische Gegenwart. Was in Bayreuth erlebt wird, ist künstliche Belebung. Besser als hier ist sie nirgends, aber doch ist es Religion auf Grund künstlerischer Illusion, was man da findet.

Und dazu tritt ein zweites: da Wagner, wie schon gesagt, die Sagenkreise vermischt, so verdirbt er das, was in der älteren einfachen christlichen Romantik vorhanden war, die Konzentrierung auf die von Palästina her kommende Religion. Er ist in seiner religiösen Romantik ein großer Alchymist, der den Geschmack an der Reinheit der Urelemente durch seine Mischungen zerstört. Die Einzigartigkeit der Offenbarung Gottes in Palästina verschwindet unter dem Eindruck einer zeitlosen Allerweltsoffenbarung. Wer mag in Bayreuth das schlichte Evangelium vertragen? Neben den alten wirklichen Heiland tritt ein neuer erdachter Heiland, neben Golgatha der Gral. Der Theolog wird verstehen, wenn ich sage: Wagner verhält sich zum Heiland der Kirche wie die Verkündigung der Gnostiker sich zum Kanon der Urgemeinde verhielt. Die Gnostiker waren geistvoller als ihre zeitgenössischen Normalchristen, aber aller ihr Geist machte sie nicht religiös stärker.

Es hilft uns nichts, die Schwierigkeit der religiösen Probleme auf dem von Wagner gewiesenen Wege umgehen zu wollen, so gern wir anerkennen, daß Wagner für einzelne Seelen Erhebung bedeutet und daß er am Wiedererwachen allgemein religiösen Interesses beteiligt ist. Das Hauptproblem liegt ganz wo anders als da, wo der Parsifal einsetzt. Wir sind nicht Christen, weil das Christentum uns Weihestunden schafft,

sondern weil wir nach unserer ganzen abendländischen Vorgeschichte gar nichts anderes sein können. Wir sind Christen mit demselben historischen Zwange wie wir Germanen sind. Das Christentum ist als unentrinnbare geistige Grundströmung vorhanden, ganz gleich, ob wir es im einzelnen Augenblick als Last oder Lust empfinden, es ist, wenn man das Wort richtig verstehen will, eine uns von Gott durch die Geschichte gegebene Zwangsvorstellung, der sich unter Umständen der einzelne entziehen kann, nicht aber das Volk als ganzes. Alle Versuche, sich vom Christentum zu lösen, sterben an der Übergewalt des mit Christus verlebten Jahrtausend. Wir sind im objektiven Sinne Christen, auch wenn wir es subjektiv nicht sein möchten. Das Christentum ist keine Sache unserer Wahl. Nur so ordnet es sich in die Weltanschauung der Notwendigkeiten ein. Wir können nicht los von ihm, also müssen wir uns in ihm zurechtfinden. Hat man es als notwendig, als unentrinnbar erfaßt, dann findet man von selbst, daß es voll von Lebenskräften ist wie alles Notwendige. Die entwicklungsgeschichtliche Betrachtung zeigt uns, wie das Christentum kommen mußte. Es wird bleiben, solange die Verhältnisse bleiben, aus denen es geboren wurde. Diese Verhältnisse aber bleiben immer: Sünde, Not, Elend, Tod, Druck und Schwachheit. Nicht, weil es schön ist, behalten wir es, sondern weil wir sterblich sind. Der Gral ist ein Mahl für Selige, und wenn die Seligen zu Sündern werden, verliert er sein Licht. Amfortas weint um sein Heiligtum herum, weil es ihn nicht trösten kann. Was wird, wenn später auch Parsifal sündigt? Das Kreuz von Golgatha hätte den Amfortas eher getröstet, denn dieses Kreuz bedeutet, daß allezeit in aller Not auch ohne heilige Speere der Weg zur Gnade offen steht. Dieses ist die Religion, die Sünder brauchen, mag sie schön sein oder nicht.

Es zeigt sich also, daß wir unsere Erlösungslehre nicht in Bayreuth suchen können, ebensowenig wie unsere sonstige Weltanschauung. Das, was unsere Seelen suchen, liegt nicht in

der Vergangenheit, sondern in der Zukunft. Freilich zu künstlerischer Gestaltung ist die neue Weltanschauung, die aus der Entwickelungslehre aufsteigt, noch nicht gereift, noch nicht einmal zur neuen Philosophie ist sie geworden. Darum sind wir alle, die wir Nachromantiker sind, der hohen Kunst der romantischen Epoche gegenüber in einer eigentümlichen Lage. Wir müssen diese Kunst in ihrer Höhe anerkennen, ohne sie doch unsere Kunst nennen zu können. Das große Thema der neuen Kunst, das Werden der Dinge und Ideen, liegt noch in der Tiefe der Gemüter und findet nur stammelnden Ausdruck. Der Sang von den heiligen und heilsamen Notwendigkeiten kann noch nicht gesungen werden, weil er noch nicht zu Ende gedacht ist. Inzwischen pilgern wir zur Kunst der geschichtlichen Willkürlichkeiten, weil sie die beste ist, die wir jetzt haben und haben können. In diesem Sinne grüße auch ich dankbar den Tempel von Bayreuth. 1902

Paul de Lagarde

Es war vor ungefähr zwanzig Jahren, als ich droben im Allgäu, in der Nähe des sagenumsponnenen Freibergsees, zuerst den Band „Deutsche Schriften" von Paul de Lagarde gelesen habe, nachdem er schon seit einiger Zeit von einer kleinen und treuen Gruppe als eine Art neuer deutscher Prophetie gepriesen worden war. Noch steht alles deutlich vor mir: das Gebirge in seiner Wucht, die anheimelnde Nähe des klaren, tiefen Wassers, der Blick auf grüne Abhänge und kräftige Herden und dazu nun dieser merkwürdige Prediger einer deutschen Wiedergeburt aus der Tiefe der Volksseele heraus. Lagarde, der von seiner Mutter her etwas französisches Auswandererblut in den Adern hatte, im übrigen aber ein deutscher Professorensohn namens Böttticher war, lebte schon damals nicht mehr, denn er war 1891 als

Göttinger Gelehrter gestorben, aber seine Worte waren noch nicht kalt geworden vom Tode und wirkten wie starke gegenwärtige Rede, denn dieser Kenner fast aller orientalischen Sprachen verstand es, deutsch zu schreiben. Er hatte nicht umsonst das alte Testament und vieler Völker Urgesänge studiert und brachte etwas vom Tone des Micha oder sonst eines alten Volkserregers mit, wenn er die Philologie beiseite legte, um politisch zu weissagen. Zwar an vielen einzelnen Stellen seines Buches kam dann doch der Stubengelehrte und Kleinkrämer heraus, aber das tat nichts. Man las über das Überflüssige hinweg, nahm es auch nicht übel, wenn Lagarde über Volkswirtschaft und anderes redete, als ob er eben vom Hochgebirge herunterkäme und hätte dort seit Jahren nur Alpenwirtschaft erlebt, denn der Mann selber war ein Genuß, mochte er recht haben oder nicht.

Es saßen da in den Tagen Bismarcks in Göttingen zwei alttestamentliche Theologen beisammen, die sich nicht besonders gut vertrugen, aber im Grunde sehr ähnlich waren in der starken sittlichen Auflehnung gegen den Reichsgründer und sein nationalliberales Zeitalter: Ewald und Lagarde. Ewald war Welfe, Lagarde nennt sich konservativ, beide aber fühlen sich als Vertreter des alten, echten, wahrhaft christlichen und deutschen Geistes gegenüber der allgemeinen Verflachung, Verständigkeit und Geldgier. Ob der eine mehr biblische und der andere mehr altgermanische Eideshelfer hervorrief, so hatten doch beide den gleichen romantischen Zorn auf das selbstzufriedene Alltagsgeschlecht des neuen Deutschen Reiches. Beide hielten es innerlich mehr mit Österreich als mit Preußen und sahen im Verlust der großdeutschen Ideale einen tiefen Schaden. Überhaupt würde es sich einmal verlohnen, die Charakterköpfe der Unzufriedenen von damals zusammenzustellen. Dabei würden alte Demokraten sehr nahe mit Altkonservativen und Urgermanen im Sinne des Turnvaters Jahn nahe mit katholischen Zentrumsvätern zusammenstehen, denn sie alle gehörten zu den Überwundenen der Geschichte. Was in ihnen

lebte, murrte und kochte weiter, während draußen auf den Straßen unendlich gesungen wurde „lieb Vaterland magst ruhig sein!" Fast jeder von ihnen machte irgendwie seinen Frieden mit dem Gewordenen, aber die Gegenwart wurde ihm doch nicht zur wirklichen Heimat, und sie alle hoben ihre Augen auf zu denen, die später das wieder vom Boden aufheben sollten, was jetzt zertreten war.

Lagarde hatte die Jahre nach 1848 im Sinne der christlichen Royalisten (Monarchisten) verlebt, die sich zu Friedrich Wilhelm IV. hielten. Anfangs der fünfziger Jahre war er als junger Dozent in Halle, und es ist nicht unwahrscheinlich (obwohl ich es nicht weiß), daß er dort von Heinrich Leo, dem geschichtsreichen Antirevolutionär, beeinflußt wurde. Vieles in seiner Lebensstimmung entspricht dem, was bei Leo zutage tritt, insbesondere auch eine merkbare Vorliebe für den Katholizismus als Kirche. Diese Männer dachten nicht daran, einen katholischen Glauben zu haben, aber sie brauchten eine politische Religion gegenüber dem gesinnungslosen „Aufkläricht". Lagarde kann sich nicht genug tun in Herabsetzung des Protestantismus, dieses Mischmasch aus fader, feiger Sentimentalität und abgestandenen, angefaulten Resten des Christentums. So hart er über die Juden urteilt, so kommt die jüdische Religion bei ihm noch besser weg als die Glaubensform, in der er selber erzogen wurde. Dabei ist er stark gottgläubig, überweltlich verankert, ein Jenseitigkeitsmensch wie Carlyle. Er will Staat und Kirche trennen, damit beide der Religion dienen können. Das, was bei vielen Mitgliedern der damaligen christlich-konservativen Kreise nur allgemeines Gefühl oder auch Anpassung war, das war ihm überirdischer Ernst, und es ist deshalb nicht falsch, wenn sein neuester Bearbeiter Paul Friedrich ihn als radikalkonservativ bezeichnet.

Ehe wir aber zu dieser Bearbeitung von P. Friedrich übergehen, wird es nötig sein, das gegensätzliche Verhältnis Lagardes zum Judentum zu besprechen. Auch die antisemitische Stimmung gehörte, wie wir schon aus Bismarcks ersten Landtags-

reden wissen, zum Gesinnungsbestande jener christlichen Monarchisten. Lagarde übernimmt sie und hebt sie durch sein geschichtliches Wissen auf eine andere Höhe, macht sie aber damit nicht weniger verletzend. Persönlich ist er, wie mir noch vor nicht langer Zeit ein einstiger Schüler des Friedrich-Werderschen Gymnasiums aus eigener Erinnerung an seinen Lehrer Lagarde berichtete, von großer menschlicher Güte auch gegen strebsame junge Juden gewesen. Als Gelehrter war er ein Kenner des israelitischen Schrifttums aller Perioden. Was in ihm sich gegen den Juden erhob, war teils seine Rassenüberzeugung und teils sein Antikapitalismus. Der letztere ist fabelhaft und beruht auf volkswirtschaftlicher Unkenntnis, denn es handelt sich nicht um Weiterbildung, sondern um blinde Abwehr der kapitalistischen Zivilisation. Die alte Welt protestiert gegen die Maschine und alles ihr Gefolge. Dieser Teil seiner Ausführungen kann inzwischen als erledigt gelten, während seine Ansichten über die Rassen noch an Kraft dadurch gewonnen haben, daß von zionistischer Seite häufig ganz ähnliches gesagt wird wie von Lagarde. Beide, er und die Zionisten, leben im Grunde in der Vergangenheit, beide sehen die Welt orientalisch an. Lagarde war als Gelehrter stets damit beschäftigt, die Zähigkeit der asiatischen Religionsverbände zu studieren, er lebte, sobald er seine Bücher aufschlug, in dem Völkergemisch Syriens und Mesopotamiens. Von dort aus fand er (wohl ohne Gobineaus Arbeiten zu kennen) in der Rasse etwas Unzerstörbares und wurde so ein Meister vom Stuhl für alle Rassentheoretiker, die nach ihm kamen. Merkwürdig ist dabei nur, wie er, dem doch des deutschen Volkes buntgemischter Ursprung gut bekannt war, von diesem Volke eine Rassenhaltung fordern konnte, für die die Voraussetzungen einfach fehlen.

Lagarde ruft: werfen wir einmal das Fremde hinaus! Damit meint er gleichzeitig das jüdische, römische und französische. Das ist es, was ihn zum Führer der Alldeutschen gemacht hat und zum Gegner alles internationalen Liberalis-

nus. Vom internationalen Sozialismus hat er noch wenig Notiz genommen. Sein Gegner war der Liberalismus, der Parlamentarismus, das Allerweltsgeschwätz und die Pariser Mode. Und um dieser Gegnerschaften willen wird er jetzt wieder als deutscher Geistesheld empfohlen. Es liegt ein flott und geschickt gearbeitetes Büchlein von Paul Friedrich vor uns: „Paul de Lagarde und die deutsche Renaissance" (Xenien-Verlag, Leipzig 1912). So weit dieses Büchlein Auszug aus Lagarde ist, mag es wohl geeignet sein, einen Eindruck von ihm zu geben, und soweit es des Verfassers eigne Zutat ist, gehört es zur lesbaren konservativen Literatur, an der jetzt ein Überfluß nicht vorhanden ist. Wir empfehlen es also so, wie man auf beachtliche Arbeiten der Gegenseite aufmerksam macht.

Da wir im politischen Tageskampfe von konservativer Seite meist nur wirtschaftliche Selbstsucht vorgetragen bekommen, so entsteht leicht auf unserer Seite ein falscher Eindruck, als gäbe es drüben überhaupt keine geistigen Mächte mehr, mit denen man sich auseinandersetzen muß. Das ist aber ein Irrtum. Hinter dem Konservatismus der Bodenrente lebt doch noch vielfach etwas, was als verspätetes Erbe Friedrich Wilhelms IV. bezeichnet werden kann. Dieses soll durch Emporhebung Lagardes gestärkt werden. Der Verfasser hofft, daß sein Buch ein Volksbuch werde wie einst Fichtes Reden an die deutsche Nation. Darin zwar wird er sich täuschen, aber besser als die Betrachtungen der „Deutschen Tageszeitung" ist es. Es erinnert an die konservative Theorie des Staatsrechtslehrers Stahl, der von Rasse ein Jude war. Wie wäre es, wenn Herr Paul Friedrich auch von diesem bald einen schönen Auszug herstellte und ihn neben Lagarde legte? Stahl und die deutsche Renaissance?

Aber Lagarde ist mehr als ein Konservativer. Man soll ihn nur lesen! Überall sprengt er selber die Fesseln des Konservatismus. Am meisten tritt das in Kirchen- und Schulpolitik zutage, weil er davon am meisten versteht. Er nennt

sich konservativ und trägt solche Farbe, aber sein Wesen ist deutsch und liberal, weil er ein starker ehrlicher Kerl ist. Ich glaube vieles nicht, was er sagt, aber ich mag ihn doch gern, etwa so wie seinen größten und noch geistvolleren Nachgänger Friedrich Nietzsche, dessen letzte Schriften wohl nicht ganz ohne Lagarde erklärt werden können. 1912

Napoleon

I.

Die Erinnerung an das Jahr 1806 nötigt uns, der Person Napoleons von neuem unsere Aufmerksamkeit zu widmen. Napoleon hat niemals aufgehört, die Gedanken der Menschen zu beschäftigen und ist heute noch ebensowohl für die menschliche Seelenkunde, wie für die politische Geschichte ein Riese und ein Rätsel. Bei jeder Vertiefung in die ungeheure Arbeitsleistung seines kurzen Lebens ist man überwältigt von dem Eindruck, was dazu gehört, daß ein einzelner Mensch eine solche unerhörte Fülle von umgestaltender Tätigkeit aus sich heraus schaffen konnte. Gerade je genauer man die Geschichte der Napoleonischen Zeit sich ins Gedächtnis ruft, desto weniger wird man sagen können, daß es die Verhältnisse waren, durch die die Napoleonische Herrschaft hergestellt wurde. Diese Herrschaft war nicht ein „Produkt der Verhältnisse im Sinne der materialistischen Geschichtsschreibung", sondern ein Produkt einer einzigartigen Persönlichkeit. Daß auch diese Persönlichkeit nur auf dem Boden eben jener Tage erwachsen konnte, ist richtig, aber jeder sorgfältige Beobachter der Napoleonischen Zeit wird zugeben müssen, daß, wenn Napoleon auf seinem ersten italienischen Feldzug in den Kämpfen bei Mantua gefallen wäre, die ganze Geschichte des europäischen Festlandes und der überseeischen Kolonien eine andere geworden wäre. Das unberechenbare, das in der Existenz einzelner Persön-

lichkeiten liegt, die einem Zeitalter ihre Gedanken und ihren Willen aufzuzwingen in der Lage sind, tritt an keiner Stelle der neueren Geschichte so dringlich und geradezu aufdringlich an uns heran, als wenn wir uns mit Napoleon beschäftigen.

Die besondere Größe Napoleons als Person ist nicht in erster Linie eine moralische Größe. Selbstverständlich ist es falsch, in der Seele Napoleons nur niedrige und gewöhnliche Beweggründe zu suchen. Aber ebenso falsch ist es, ihn als Muster einer hohen moralischen Kultur hinstellen zu wollen. Das Moralische spielt in seiner Seele nur eine Nebenrolle. An erster Stelle steht das Technische im größten und weitesten Sinne dieses Wortes. Er ist der geniale Techniker der Menschen-Verwendung, sowohl im Krieg, wie in der Verwaltung. Kein sterblicher Mensch, von dem wir wissen, hat das Rohmaterial „Menschen" so virtuos in seine Form zu pressen verstanden. Er konnte die Soldaten, die Korporale, die Generale, die Könige, die Diplomaten, die Zeitungsschreiber, die Priester, die Gelehrten aufmarschieren lassen nach seinem Willen. Zu welchem Zweck er dies im einzelnen Fall tat, ist sehr wechselnd. Was aber in seinem ganzen Herrscherleben sich gleich bleibt, ist diese unbedingte und unerhörte Gewalt über seine Mitmenschen. Daß auch diese Gewalt schließlich ihre Grenzen gefunden hat, und daß es in Rußland, Deutschland, Spanien und England Menschenkräfte gab, die sich ihm nicht unterordneten, ist nicht so wunderbar, als daß es notwendig war, die Kräfte aller dieser Länder zu vereinigen, um den einen Mann und seinen Willen zu brechen.

Die Beurteilung Napoleons von seiten der Deutschen ist immer eine zweiteilige gewesen. Es gibt eine Richtung der Bewunderer seiner Person und eine Richtung der Gegner seiner Macht. Die Bewunderer seiner Person haben Namen wie Goethe und Nietzsche in ihrer Mitte. Die Gegner seiner Macht haben Männer wie Arndt, Fichte und Freiherr von Stein unter ihren Führern. Man kann geradezu sagen, daß sich an der

Beurteilung Napoleons zweierlei Art von Deutschtum scheidet: ein weltbürgerliches und ein nationalpolitisches Deutschtum.

Die Darstellung Napoleons in der deutschen Geschichtsliteratur wurde wesentlich durch die zweite dieser Richtungen bestimmt. Insbesondere war die Geschichtsschreibung der nationalliberalen Periode, wie sie durch Treitschke und Sybel vertreten ist, erfüllt von den Nachklängen der Kampfeswut derer, die sich auf dem Schlachfeld von Leipzig gegen Napoleon sammelten. Und so lange man deutsche Nationalgeschichte schreibt, wird in ihr Napoleon als der dämonische Zwingherr erscheinen, der unser Volk durch verachtungsvollen Druck überhaupt erst zum Bewußtsein nationaler Politik gebracht hat. Diese Betrachtungsweise aber, so notwendig sie für uns ist und bleiben wird, enthält natürlich von Haus aus eine starke Einseitigkeit, denn in ihr erscheint es, als ob das wesentlichste Problem der Napoleonszeit die geschichtliche Auseinandersetzung zwischen Deutschtum und Franzosentum gewesen sei. Dieses Problem war für uns Deutsche das wichtigste Problem der Napoleonischen Zeit, weil wir Deutsche waren. Aber für Napoleon selber war die Auseinandersetzung zwischen Deutschtum und Franzosentum nur etwas sehr Nebensächliches. Das, was für unsere Nation eine Lebensfrage allerersten Grades war, war im Leben dieses Riesen nur ein Stück eines viel größeren geschichtlichen Dramas. Er dachte nicht daran, sich etwa als den Vernichter des Deutschtums zu denken, dazu war das Deutschtum, das er vorfand, viel zu verworren und unentwickelt. Erst hinter dem Rückzug von Moskau lernt er überhaupt das deutsche Wesen als politische Kraft kennen. Seine eigentlichen Lebensgedanken liegen ganz anderswo, und zwar sind es zwei Geschichtsprobleme, die in ihm um den Vorrang streiten. Man kann sie bezeichnen als das römische Kaiserproblem und das moderne Weltmachtproblem.

Napoleon selber hat sich häufig und eingehend mit dem Gründer der römischen Kaisermacht, dem Feldherrn und Staatsmann Julius Cäsar beschäftigt, und es entsprach vollständig

dieser Napoleonischen Tradition, wenn später Napoleon III. einen besonderen Kultus Cäsars in Frankreich aufzurichten versuchte. Von Cäsar ging eine Entwickelungslinie bis hin zu Karl dem Großen. Auch an Karl den Großen hat Napoleon in den verschiedensten Zusammenhängen sein Leben anzuknüpfen versucht. Er wollte der Kaiser des christlich-katholischen Abendlandes sein, der von Frankreich aus das römische Reich über das mittelländische Meer und bis an die Nord- und Ostsee ausdehnte. Er wollte „der Kaiser des Westens" sein, und kämpfte in seinem Streit gegen Alexander von Rußland den alten Kampf zwischen Rom und Byzanz, nachdem er den Schattenkaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation zerdrückt hatte. Er sammelte in sich alle Überreste römischer Macht, sowohl aus den Königsschlössern Frankreichs, wie aus den Burgen Italiens, wie aus dem Staatengewimmel des alten Deutschland.

Es würde aber trotzdem falsch sein, zu sagen, daß dieser Cäsaren-Gedanke der letzte und wirklich bestimmende Gedanke seines politischen Daseins gewesen sei. Er benutzte, um es so auszudrücken, den Purpurmantel Karls des Großen, weil er gerade an der Wand hing, aber er benutzte ihn nur, weil er ihn brauchen konnte, um sich für sein eigentliches Lebensziel die nötige dekorative Ausstattung zu beschaffen. Sein eigentliches Lebensziel ist der Kampf um die moderne Weltherrschaft, der Kampf der Romanen gegen die Angelsachsen um die Beherrschung des Weltmeeres. Es ist schon von Ranke erkannt worden, daß vom Jahre 1802 an, alle Napoleonischen Kriege nur Hilfskriege seines großen Streites gegen die Engländer gewesen sind. Und in neuester Zeit haben Professor Delbrück und sein Schüler Dr. Roloff in kleineren und größeren Arbeiten auch dem Deutschen diesen Kern der Napoleonischen Politik verständlich zu machen gesucht. In früherer Zeit waren die Deutschen kaum imstande, Napoleon unter dem Gesichtspunkte der Weltpolitik sich verständlich zu machen, weil uns allen noch vor 20 Jahren das, was wir

heute Weltpolitik nennen, so unendlich fern gelegen hat. Erst seitdem unser Volk seine Augen auf die Seemacht als die entscheidende Geschichtsmacht gelenkt hat, hat es einen Blick dafür bekommen, was eigentlich den unermüdlichen Geist des großen Napoleon erfüllt hat. Wir begannen unter der Anleitung der genannten Historiker die Tragik der Napoleonischen Geschichte an einer anderen Stelle zu suchen, als wo wir sie früher zu finden gewohnt waren. Früher erschien uns der Umschwung darin zu liegen, daß Napoleon, als Erbe der französischen Revolution, mit der Verkündigung der Freiheit einen Riesenzwang über Europa brachte und unter den Rückwirkungen dieses Zwanges schließlich selbst ein gebundener Mann wurde. Heute stellt sich neben diesen älteren Gedankengang der andere, daß Napoleon der letzte große Bekämpfer der neuen englischen Weltmacht gewesen ist, daß er aber in seinem Kampfe gegen England gerade dasjenige Instrument nicht besaß, welches allein den schließlichen Sieg garantieren konnte, nämlich eine hinreichend große, wohlgeübte und unerschöpfliche Flotte, er ist der Mann, der mit den Kräften des Landheeres die englische Seemacht zu brechen versucht.

Hat man einmal diese Betrachtungsweise angenommen, dann wird man sehr bereit sein, den Darstellungen Napoleons von englischer Seite eine viel größere Wertschätzung zuteil werden zu lassen, als es ohne dieses geschehen würde. Die Engländer sind uns in Angelegenheiten Napoleons immer besonders befangen erschienen und wir haben das, was sie über ihn zu sagen wußten, mit dreifacher Vorsicht aufgenommen, da es ja die Engländer waren, die ihn schließlich auf der Insel St. Helena eingeschlossen und bis zu seinem Tode bewacht haben. Aber auch für die Engländer ist die Zeit vorbei, wo sie Napoleon mit den Gefühlen unerledigter Feindschaft betrachteten. Es gibt keine Napoleonische Tradition mehr, die dem heutigen England gefährlich werden könnte. Seit 1870 ist Frankreich aus der Reihe der gefährlichen Gegner Englands ausgeschieden. Selbst Egypten, an dem Napoleon

so sehr gehangen hat, gehört heute den Engländern und die Wege nach Indien werden niemals wieder von französischen Schiffen oder Truppen besetzt werden. Damit ist jene Ruhe eingetreten, in der auch der Engländer sich der Größe Napoleons öffnen kann. Das etwa ist der Hintergrund der neuen englischen Biographie Napoleons, die jetzt in deutscher Sprache erschien. Der Titel dieser Biographie lautet:

Napoleon I.
von
John Holland Rose
Übersetzt von Professor Dr. K. W. Schmidt.
Stuttgart bei Greiner & Pfeiffer. 1906. (2 Bände.)

Wir stehen nicht an, diese englische Lebensbeschreibung Napoleons für das beste zu erklären, was es jetzt auf diesem Gebiet gibt. Zwar diejenigen Abschnitte des Werkes von Holland Rose, die sich um Napoleons Kämpfe gegen Österreich, Preußen und Rußland befassen, sind für uns von keinem besonderen oder außerordentlichen Interesse, denn sie bringen im Grunde nichts anderes, als was wir schon wissen, und sind offenbar vielfach auf Grund deutscher geschichtlicher Arbeiten hergestellt worden. Vermutlich sind diese Abschnitte für den englischen Leser nicht ohne den Wert der Neuigkeit. Für uns aber liegt das Wirkungsvolle und Aufklärende dieser Bücher in den sehr zahlreichen Kapiteln, die sich mit den außerdeutschen Beziehungen Napoleons befassen. Der Horizont der Betrachtung vergrößert sich für den deutschen Leser. Man kann geradezu diese 2 Bände für ein Stück Vorgeschichte der heutigen Weltmachts-Probleme ansehen. Daneben bieten sie uns vieles, was unsere Kenntnis Napoleons als Staatsmann in der inneren Politik erweitert. Wir lernen den gewaltigen Soldaten als einen bürgerlichen Organisator ersten Grades kennen. Daß er dieses gewesen ist, war ja schon bisher den deutschen Darstellern nicht unbekannt, aber es scheint, als sei es dem Engländer gelingen, das Bild der inneren Politik Napoleons deutlicher und lebenswahrer zu machen, als es bisher vor uns gestanden hat.

II.

Napoleon ist der Erbe der französischen Revolution, und zwar ist er es in einem anderen Sinne als etwa Bismarck der Erbe des älteren deutschen Liberalismus geworden ist. Bismarck verwirklichte einen Teil der Wünsche und Ziele des älteren deutschen Liberalismus, indem er diesen Liberalismus seiner radikalen Färbung entkleidete und zur Triebkraft für die preußisch-deutsche Monarchie verwendete. Er tat dies nicht als geborener Vertreter dieses Liberalismus, sondern als geborener Vertreter dieser Monarchie. Napoleon vollzog an der französischen Revolution etwas ähnliches. Auch er nahm der revolutionären Bewegung ihren Radikalismus und spannte sie vor den Wagen einer neuen monarchistischen Macht. Aber dabei war er selbst kein geborener Monarchist, sondern die Träume seiner eigenen Jugend waren revolutionären Charakters. Was er also schafft, ist nicht das Kompromiß einer alten vorhandenen Macht mit einer neuen populären Strömung, sondern in ihm selbst, in seiner eigenen Seele vollzieht sich der merkwürdigste Übergang vom Revolutionär zum Herrscher. Das ist es, weshalb er von den alten Fürsten Europas und von allen ihren Ministern und Kammerherren als ein Parvenü bezeichnet wurde. Ihm fehlte angeborene Aristokratie. Dafür aber besaß er selbst auf der Höhe der Macht etwas von angeborenem Plebejertum. Die Mischung war höchst persönlich, denn wohl in keiner anderen Gestalt der ganzen Geschichte hat sich der Übergang vom Radikalismus zur Despotie so exakt vollzogen, als in ihm. Weil er selbst diesen Entwicklungsprozeß in sich durchmachte, konnte er das französische Volk mit sich reißen. Auch da, wo er sich unendlich weit von den Ideen der großen Revolution entfernte, blieb nicht nur in seinen Worten, sondern auch in den geheimen Unterströmungen seiner Seele etwas übrig von der Glut jenes Jahrzehnts, das die Demokratie an die Stelle des Königtums setzte.

Napoleon hatte auch auf der Höhe seiner Macht eine gewisse Erinnerung daran, wie es dem einfachen Soldaten, dem Korporal und dem kleinen Bürger zumute ist. Und diese Erinnerung befähigte ihn in viel höherem Grade die Verwaltung und das Recht volkstümlich zu gestalten, als es den in Purpur geborenen Herrschern möglich zu sein pflegt. Dazu kommt, daß er in seiner Jugend nicht wie ein Prinz erzogen wurde und darum an seiner gewaltigen natürlichen Arbeitskraft keine Einbuße erlitt, als er begann, die Prinzen als seine Vettern und Diener zu betrachten. Seine Herrschaft war zu allen Zeiten viel mehr eine Arbeit als eine Würde. Es ist unheimlich, was dieser eine Mensch gearbeitet hat! Alle Fürsten, die wir sonst kennen, auch wenn sie wie Ludwig XIV. sprechen: „Der Staat bin ich", auch wenn sie wie Friedrich II. sagen: „Ich bin der erste Diener des Staates", sind viel mehr von ihren Beamten abhängig, als es Napoleon gewesen ist. Alle seine Beamten waren Material in seiner Hand, er setzte sie ein und er warf sie weg. Wenn man schon heute in Deutschland von einer absolutistischen Regierung Kaiser Wilhelms II. redet, oder wenn man in Rußland vom Absolutismus des Zaren spricht, so ist die Regierung Napoleons noch unendlich persönlicher, absolutistischer, und wenn man das Wort brauchen will, auch impulsiver. Die Entscheidung aller großen Fragen liegt tatsächlich bei ihm. Er ist nicht nur sein eigener Kanzler, er ist sein eigener Generalstabschef, er ist sein eigener Kultusminister, er ist in seinem Staat für etwa 12 Jahre der Zentralpunkt des staatlichen Wollens und Denkens überhaupt. Nachdem die Revolution eine Menge menschlicher Kräfte verschlungen hat, und nachdem sie eine Fülle radikaler Ideale erst geweckt und dann zerbrochen hat, fand Napoleon das französische Volk in einem Zustand der Erregung und Müdigkeit zugleich. Es war erregt und aufgeweckt für politische Dinge; der gehorsame Schlaf der langen Königszeit war selbst vom niedrigen Volk hinweggescheucht worden. Man wollte etwas erleben und schaffen, aber was

es nun sei, was man erleben wollte, das lag völlig im Nebel, denn im endlosen Streit der Worte und der Parteien hatte sich in kurzer Zeit jedes positive Ideal der Revolution verflüchtigt. Es waren gestaltlose Wünsche und Stimmungen, die übrigblieben, und Napoleon brachte es fertig, der Gestalter dieser Stimmungen zu werden, indem er den Willen der Nation, die eben aus lauter demokratischen Diskussionen herauskam, auf die Probleme der äußeren Politik zu wenden wußte.

Auch bei den politischen Kräften existiert etwas, was dem physikalischen Lehrsatz von der Erhaltung der Kraft und der Veränderung der Erscheinungsform entspricht. Wie man die Wärme in Elektrizität verwandeln kann und die Elektrizität in Rotation, so kann die Energie der demokratischen Revolution umgesetzt werden in nationalistische Stimmung, und diese nationalistische Stimmung kann zum reinen Wohlgefallen an der politischen Macht als solcher werden. Das würde nicht möglich sein, wenn nicht schon von Haus aus in allen demokratischen Bewegungen der Wille zur Herrschaft das Grundelement wäre. Auch diejenigen Leute, die an den Katechismus von Rousseau glaubten, wollten im Grund ihrer Seele Macht gewinnen. Sie wollten sich auf die Herrschaftsplätze setzen, auf denen bisher Könige, Adel und Priestertum gesessen hatten. Die Leidenschaft der Revolution ist ohne diesen Willen zur Macht vollständig unerklärlich. Den Worten nach zwar tritt die Revolution als Gegnerin der Macht auf, aber sie ist im Grunde nur Gegnerin der vorhandenen Macht und hat keine tiefere Sehnsucht, als selbst Macht werden zu können. Das ist es, was Napoleon als junger Artillerieoffizier in sich selbst empfunden hat, worin er seinem Volk zum Führer und Zwingherrn werden konnte. Er war der Erbe der Phantasie und des Willens, die im Untergrund der Revolution lagen und verwendete dieses Erbe für ein Ziel, an das die geistigen Väter der Revolutionsstimmung nicht im entferntesten denken konnten. An die Stelle der Reform des inneren Staatswesens setzte er die geschichtliche Macht und den Ruhm der

Nationalität. Damit tötete er die Revolution innerlich, indem er ihre Seele umgestaltete.

Immer, wenn man die Berichte von den Schlachten Napoleons liest, ist man gefesselt von der wunderbaren Hingabe der Truppen an den Gedanken des Sieges. Auch die österreichischen Weißröcke haben tapfer gefochten, aber was war ihre Tapferkeit gegenüber dieser Elastizität? Es öffnet sich hier ein tiefer Einblick in die Quelle der staatlichen Macht überhaupt. Die staatliche Macht besteht keineswegs nur aus den berechenbaren Dingen, aus Bevölkerungszahl, Geldwirtschaft, Heeresverfassung und Recht. Alle diese Dinge gewinnen eine umgestaltende Überwindungskraft erst von da an, wo eine tief populäre Leidenschaft sich in sie hinein ergießt. Wenn wir unsererseits für die deutsche Zukunft die Parole „Demokratie und Kaisertum" ausgegeben haben, so wollten wir damit im Grunde nichts anderes sagen, als daß auch bei uns die nationalpolitische Leistung nur in dem Maße weltumgestaltende Kraft besitzen wird, als unsere berechenbaren Besitzstände und Verfassungen erfüllt werden mit der unberechenbaren Flutung einer volkstümlichen Bewegung. Napoleon hat den großen Kampf um die Weltherrschaft gegenüber den Engländern aufgenommen und besaß für diese Kämpfe zwar keine Flotte, aber er besaß denjenigen geistigen Zustand seiner Nation, ohne den Weltgeschichte im großen Stil nicht gemacht werden kann. Bei uns arbeitet man bis jetzt in umgekehrter Richtung. Man vermehrt die Militärziffern, bessert die Finanzen und baut Schiffe. Aber es geschieht dieses alles nicht in viel anderem Sinn, als die Rüstungen der Österreicher gegen Napoleon sich vollzogen. Man mißachtet grundsätzlich die Bedeutung der Bewegungen, die in der Masse des Volkes vorhanden sind. Bismarcks Größe war die, daß er das Napoleonische Muster auf Deutschland anwendete, so weit es damals möglich und nötig war. Die ganze Anfangszeit des deutschen Reiches steht unter den bewußten Nachwirkungen des Napoleonischen Systems. Wenn Bismarck das allgemeine

Wahlrecht zur Grundlage der deutschen Verfassung machte, so arbeitete er als Schüler des ersten und dritten Napoleon. Und unsere Zukunftshoffnungen hängen sehr wesentlich davon ab, inwieweit es gelingen wird, den Willen und die Phantasie der Masse den Machtproblemen der Nation näher zu bringen. Dazu aber gehört, daß die innere Politik derartig ist, um die Entwicklung einer demokratischen Nationalstimmung zu ermöglichen.

III.

Wenn man begriffen hat, auf welche Weise es möglich wurde, daß sich die Phantasie des französischen Volkes nach Beendigung der Revolution mit Leidenschaft der auswärtigen Politik zuwendete, so bleibt doch noch immer übrig, sich verständlich zu machen, auf welche Weise die demokratischen Triebe und Theorien der Revolution ihren Übergang zum imperialistischen System gefunden haben. Wir haben schon von der allgemeinen Müdigkeit gesprochen, die als Ergebnis 10jähriger revolutionärer Kämpfe vorhanden war. Diese Müdigkeit hatte aber ihren Grund nicht nur in der Blutigkeit und Verworrenheit dieser Kämpfe, sondern vor allem auch darin, daß die neuen demokratischen und parlamentarischen Einrichtungen sich in den ersten Jahren ihres Bestehens äußerst schlecht bewährten. Das ist an sich nicht wunderbar; wenn in einer Zeit großer Aufregungen und Gärungen einmal in allen Ortsgemeinden, Bezirken und Arondissements wählbare Regierungskörper entstehen, so stürzt mit einem Male eine Fülle von Regierungsaufgaben auf Menschen, die bis jetzt in keiner Weise gelernt haben, zu regieren. Die Selbstverwaltung ist ein großes Ideal der Völker und ist dort, wo sie im Laufe der Geschichte sich naturgemäß entwickelt, auch die beste Regierungsform, die es überhaupt geben kann. Aber eine Selbstverwaltung auf Grund von Bildungslosigkeit und Leidenschaft muß zu Mißständen führen, deren Gegenwirkung in einem gewaltigen Schrei nach

Ordnung besteht, mag die Ordnung hergestellt werden von irgend wem. Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß im damaligen Frankreich die Kunst des Lesens und Schreibens im allgemeinen weniger verbreitet war als im heutigen Rußland, so können wir uns eine Vorstellung machen, was für einen wirklichen Wert die neuen Lokalregierungen gehabt haben müssen. Demokratie ist eine Verfassungsform, die nur auf dem Grunde einer seit mindestens 30 Jahren vorhandenen, das ganze Volk umfassenden Volksschule, nützliche Arbeit leisten kann. Nun hatte aber die Demokratie der Unbildung, wie sie sich im revolutionären Frankreich in erschreckender Weise entwickelte, alle alten Herrschaftsverhältnisse und örtlichen Regierungen beseitigt. Es war auf eine so gründliche Weise reiner Tisch gemacht worden, daß derjenige, an den der Schrei nach Ordnung sich richtete, gar nicht mehr in der Lage war, die alten lokalen Herrschaften in den Dienst der Selbstverwaltung zu stellen. Das hatte sich schon vor dem Eintreten Napoleons in die oberste Gewalt in der Zeit des Direktoriums gezeigt. Das Direktorium hatte die Erfahrung gemacht, daß die Selbständigkeit der örtlichen Selbstverwaltung die Endlosigkeit der Revolution bedeuten würde, und deshalb hatte schon das Direktorium in starker Weise zentralisierend eingreifen müssen. Napoleon führte mit sehr viel größerer Begabung und gestützt auf seine militärische Macht diese Zentralisierung weiter. Wir halten für wahrscheinlich, daß Holland Rose darin recht hat, daß es nicht eine Naturanlage des französischen Volkes ist, zentralistisch und demokratisch regiert zu werden, sondern daß es in den Zeitverhältnissen der französischen Revolution lag, wenn dieses Volk heute vor allen anderen eine Hierarchie des Beamtentums aufrichtete. Napoleon konnte mit einem beträchtlichen Teil von Berechtigung behaupten, daß er die wirklichen Absichten der Revolution verwirkliche. Wenn nämlich die Revolution nicht nur das formale Ziel hatte, demokratische Verwaltungskörper herzustellen, sondern das sachliche Ziel, eine gute und übersichtliche Ver-

waltung zu schaffen, dann war Napoleon der Ausführer der wirklichen Tendenzen, die sich hinter den demokratischen Forderungen verbargen. Nur so erklärt es sich, daß nach einer Zeit gewaltiger revolutionärer Aufregungen, das Kaiserreich als der bürgerliche Friede proklamiert werden konnte. Wenn die Revolution nach guter Verwaltung dürstete, so verlangte sie vor allem nach einer Agrar-Verfassung, die der Landwirtschaft Frankreichs zu einer höheren Produktivität verhalf. Napoleon war in der günstigen Lage, die große Erweiterung des bäuerlichen Besitzes, die sich aus der Wegnahme oder Verkürzung adligen oder geistlichen Landeigentums ergab, als Grundlage seiner Reformen bereits vorzufinden, unter denen aus dem alten Frankreich mit seinem Feudalsystem, das neue Frankreich mit seiner selbständigen bäuerlichen Bevölkerung wurde. Für die kleinen Bauern hat Napoleon in erster Linie seine innere Politik zugeschnitten. Während die Revolution bei den städtischen Handwerkern und bei den Proletariern von Paris begonnen hatte, endigte sie darin, den kleinen Bauern zum eigentlichen Volk von Frankreich zu machen. Für den kleinen Bauern ist auch der Code Napoleon, das bürgerliche Rechtsbuch, hauptsächlich geschrieben worden. Es ist fabelhaft, welche Mühe sich Napoleon persönlich gegeben hat, das französische Recht zu formulieren. Er nahm die Gedanken-Arbeit des Revolutions-Zeitalters und verband sie mit den konservativen Instinkten einer seßhaften, besitzenden Klasse von kleinen Leuten. Das zeigt sich insbesondere darin, wie er das Erbrecht sichert und auf alle Kinder gleichmäßig ausdehnt, und wie er andererseits die väterliche Gewalt über die Kinder bis an die äußerste Grenze der Möglichkeit ausdehnt. Es ist interessant, bei Holland Rose zu lesen, wie gerade der Engländer diese Teile der Napoleonischen inneren Politik mit Befremdung beobachtet. Napoleon ist Sozialreformer, nur bewegt sich seine Sozialreform selbstverständlich nicht auf dem Gebiet des industriellen Arbeitsvertrages, da ja die Industrie damals in Frankreich im ganzen noch wenig bedeutete, sondern bewegt sich auf dem Gebiet

der Herstellung einer bäuerlichen Selbständigkeit, auf Grund der Bauernbefreiung durch die Revolution. Durch die kleinen Bauern verwandelt sich die Demokratie in Cäsarismus.

Ebenso wichtig aber als die Herstellung der Rechtsform für das Volk, das eine Revolution durchgemacht hat, ist die Herstellung der offiziellen Weltanschauung für eine Nation, die ihren altgewohnten Glauben mit Leidenschaft von sich geworfen hat. Der Katholizismus war die alte Weltanschauung des französischen Königstums, der Priester gehörte zu der Ausstattung Ludwig XIV. Von diesem Priester und seinem Glauben wollten die geistigen Söhne Rousseaus und Voltaires sich frei machen. Was aber in Wirklichkeit dabei herauskam, war zunächst die vollständige Zersetzung aller vorhandenen Glaubensbestände, ohne die Möglichkeit eines Aufbaus einer neuen gemeinsamen Weltanschauung. Alle Versuche, die Religion der Vernunft künstlich zum Volksbekenntnis zu machen, erlitten Schiffbruch, und inmitten des grenzenlosen Wirrwarrs erschienen die 50 000 Priester, die ihre Knie nicht vor Baal gebeugt hatten, als die einzigen Träger eines Glaubens, der vielleicht falsch sein mochte, der aber doch wenigstens ein Glaube war. Holland Rose bezeichnet es als die schwerste Aufgabe im Leben Napoleons, den Rückweg von der Revolution zum Katholizismus zu finden. Mit Recht schaltet dabei Holland Rose die persönlichen religiösen Ansichten Napoleons aus. Es ist sehr schwer zu sagen, was Napoleon persönlich wirklich geglaubt hat. Er verachtete die gewöhnliche Art oberflächlicher Aufklärung und hatte ein sicheres Gefühl dafür, daß man Religionen nicht künstlich machen kann. Es würde aber gewiß falsch sein, aus gelegentlichen mystischen oder auch direkten religiösen Äußerungen auf ein tieferes inneres Verhältnis des Herrschers zum Papsttum zu schließen. Wenn Napoleon mit der römischen Kirche in Verhandlungen trat, so tat er das durchaus nur als Politiker, und die Mittel, durch die er verhandelte, waren rein politisch. Er benutzt das Militär in ganz gleicher Weise gegenüber dem Papst, wie er es

anderen Mächten gegenüber benutzt. Er behandelt den Papst pietätlos, wenn der Papst sich ihm nicht fügen will, und es ist höchst merkwürdig, welche großen Zugeständnisse er im Konkordat von der römischen Kirche erlangen kann. Wenn man denken könnte, das Cäsarentum wäre ebenso ewig, wie das Papsttum, so würde auf der Grundlage eines solchen Konkordates der Cäsar über den Papst herrschen. Der Unterschied ist nur der, daß schließlich der Cäsar nach St. Helena gebracht wird, während die Priester in Frankreich bleiben. Auf diese Weise ist der Ertrag der Napoleonischen Verhandlungen mit dem heiligen Stuhl dem Klerikalismus zugute gekommen, und Napoleon wurde, ohne es zu wollen, der Beendiger der Revolution auch in dem Sinne, daß er der Wiederhersteller derjenigen Geistesmacht wurde, die den demokratischen Revolutionsgeist dem Volk am sichersten wieder abzugewöhnen in der Lage war.

Es gibt keine große Menschheitsfrage, die nicht in dem Gehirn Napoleons in irgendeiner Weise lebendig geworden ist. Katholizismus und Modernität, Abendland und Orient, Nationalität und Internationalität, Landherrschaft und Seemacht, alles dieses und vieles andere drängt sich zusammen in dem einen Kopf, der dieses alles mit der Nüchternheit des Mathematikers und gleichzeitig mit der Phantasie des südländischen Abenteurers durchdachte. Es ist kein Wunder, daß ein Mensch, der dieses erlebt, dazu gelangt, die Menschen im allgemeinen zu verachten und seine eigenen Kräfte zu überschätzen. Eher muß man sich wundern, daß in Napoleon bis zum Ende seiner Regierung ein so großes Maß von Sinn für den Wert der praktischen Einzelheiten übriggeblieben ist. Holland Rose erörtert an den verschiedensten Stellen seines Buches, ob Napoleon nicht besser getan haben würde, wenn er an diesem oder jenem Punkt seiner Laufbahn Halt gemacht hätte und sich der friedlichen Pflege der erlangten Macht hingegeben hätte. In derartigen Erörterungen steckt ein Wahrheitselement, denn es ist zweifellos, daß bis zum Jahr 1812 es verschiedene Gelegen-

heiten gegeben hat, aus der Napoleonschen Macht eine dauernde, durch Vertrag gesicherte Einrichtung zu gestalten. Das Irrige an derartigen Erörterungen ist aber, daß sie nicht mit dem Feuer des Gedankens rechnen, das in Napoleons Kopf zu brennen nicht aufhörte. Er mußte sein Schicksal vollenden, und wenn wir Deutschen jetzt bei dem Rückblick auf das Jahr 1806 seine Gestalt aus der Vergangenheit vor uns emporsteigen sehen, so werden wir im Grunde weit entfernt sein darüber nachzudenken, wie Napoleon hätte sein und wirken können, wenn er anders gewesen wäre. Das Außerordentliche und Einzigartige seiner Erscheinung in der Geschichte ist derartig, daß man mit allem Wenn und Aber zurückhält und schließlich nur das Bedürfnis hat, das Drama dieses Lebens in Aufstieg und Absturz geschichtlich zu verstehen.

1906

Die geistige Überwindung Napoleons

Napoleon war 44 Jahre alt, als er sich zur Völkerschlacht von Leipzig rüstete. Was er in diesen Jahren erlebt hatte, war unglaublich. Er ist noch heute wie eine Märchengestalt, nicht anmutig und nicht zart, aber geheimnisvoll durch und durch. Man liest von ihm und hört nicht auf, weil das Menschliche hier in Überlebensgröße erscheint. Wie konnte ein Mensch so viele Menschen erschrecken, bezaubern, entwaffnen und leiten? Mit 35 Jahren hat er sich zum Kaiser gemacht. Die Revolution lag zu seinen Füßen, das aufgeregteste aller Völker war willig wie ein Pferd unter einem festen Reiter; den Italienern, den Schweizern, den Deutschen gab er ihre Rechte, wie er sie wollte. Überall waren seine Gedanken zu Hause, im Orient, in Nordafrika, in den überseeischen Kolonien, in ganz Europa. Alle Zweige der Staatskunst bogen sich in seiner Hand, die Finanzen flossen, alle

Länder gaben ihre Söhne her, die Talente stellten sich in seinen Dienst. Bis zum erhabenen alten Goethe wurden die Menschen still vor ihm: der Mann ist auch zu groß! Und die Fürsten beugten sich und brachten es nicht fertig, ihren Demütiger zu hassen, weil er das, was sie schlecht konnten, spielend leicht fertigbrachte. Das alles aber hatte seinen Mittelpunkt in der militärischen Kraft und Kunst. Er konnte siegen. Das war sein Geheimnis. Er konnte besiegen.

Allen denen, die eine Weltgeschichte ohne Kriegsgeschichte herstellen wollen, ist sein Leben unverständlich. Auch allen, die den Gang der Dinge nur aus wirtschaftlichen Notwendigkeiten erklären möchten, bleibt seine Zeit und Leistung ein Buch mit sieben Siegeln. Es lebt in ihm der Wille zur Macht an sich und ohne Nebengründe. Wie oft standen seine eigenen Trabanten vor ihm und frugen: Warum ist es nötig? Auf dem Marsch nach Moskau lagen sie vor ihm auf den Knien: warum??? Das, was verständigerweise zu erreichen war, stand in keinem begreifbaren Verhältnis zum Wagnis und Opfer. Aber weil er es wollte, so zogen sie mit ihm; er war ihr Schicksal geworden. Er! Sie ertranken im Fluß, erfroren im Schnee, für ihn. Es war keine religiöse Idee, kein nationaler Gedanke, es war eine einzige verkörperte Machtphantasie, die vor ihnen herzog.

Unter allen Napoleonsschriften führt wohl am nächsten an ihn heran das Buch seines Adjutanten General Graf De Ségur „Der russische Feldzug". Da sehen wir ihn in sein Geschick hineintreiben und an das Ende seiner Kraft kommen: er hört auf zu siegen! Es fehlt etwas an Glück, dieses Fehlende aber fehlt in ihm. Er ist nicht mehr ganz Herr seiner selbst, sein eigener Wahn drängt über ihn hinaus, der Körper versagt dabei den Dienst, die Gedanken sind nicht mehr so unendlich straff wie vorher. Ségur bemerkt mit feinem Verständnis die ersten Anzeichen der Lockerung des fabelhaften Getriebes in seiner Seele. Er leidet körperlich und versäumt dadurch unwiederbringliche Augenblicke.

Noch ist er viel mehr als alle anderen, aber er ist nicht mehr ganz er selber. Von da an wagt es die Welt, ihn wieder für angreifbar zu halten, der Zauber sinkt, der Bann weicht: Rückzug!

Er ist merkwürdig in allem seinem Wesen. Wenn man das Ungewohnte, Eigene fassen will, muß man ihn mit Ségur auf seinem Rückzuge von Moskau begleiten inmitten des unsagbaren Elends der Zerstörung der großen Armee. Bei fast jedem anderen würden die verratenen und verlorenen Truppen revoltiert haben, er aber schreitet im Pelz und mit dem Stock ruhig und unangefochten zwischen ihnen durch den Schnee, denn ihm grollen sie nicht. Es ist eben alles Schicksal, er auch. Sie fühlen, daß er so sein mußte, wie er war. Auch als er dann von ihnen nach Paris fuhr, fühlen sie sich zwar wie verlassene Kinder, aber sie glauben ihm, daß er fahren muß.

Am Geheimnis dieser Person haben sich seine Gegner die Zähne ausgebissen. Selbst Blücher ging bis zur Leipziger Schlacht ihm aus dem Wege. Alle Siege vor Leipzig sind dort erfochten worden, wo er gerade nicht war. Erst in Leipzig wurde seine Person allseitig umstellt, da war der Ring um ihn geschlossen, da wurde der Mann selber getroffen. Das ist die große unvergängliche Wucht der Leipziger Schlacht: des Gewaltigsten Zähmung.

Sicherlich hätte Europa ihn früher werfen können, wenn man sofort hinter dem Ende des russischen Feldzuges ihn angegriffen hätte, wie Freiherr vom Stein es wollte. Aber wer glaubte denn damals schon, daß er besiegbar sei? Eine Handvoll deutscher Patrioten, sonst niemand! Der Schatten seiner früheren Siege lag noch über ihnen allen. In der Lebensbeschreibung des Freiherrn vom Stein von Prof. Max Lehmann kann man es Woche für Woche verfolgen, wie dieser größte Gegner des Imperators gegen nichts so sehr zu kämpfen hat als gegen den Glauben an Napoleon bei den von ihm Gedemütigten. Alle Fürsten hatten schon einmal bittend

und zitternd vor dieser höheren Macht gestanden und wurden nun seinen Eindruck nicht los. Darum grollt der Reichsgraf vom Stein so über die Fürsten, darum ruft er das Volk. Die gewöhnlichen Bürger waren freier von dem Bann, da sie den Napoleon selber nicht kannten. Zu ihnen redete E. M. Arndt und beschrieb ihnen den Unhold, indem er alles Grauen der wilden Zeit auf sein Haupt legte. Das mußte er tun, denn die Deutschen mußten erst innerlich von diesem Mann frei gemacht werden, damit sie sich auch äußerlich von ihm befreien konnten. Arndt selbst schreibt im „Geist der Zeit": „Der Fürchterliche, der sich durch das Blut und Elend von Hunderttausenden so groß spielt, muß den Gegenwärtigen zu Gericht stehen; gerechter wird ihn die Nachwelt richten." Da ist mitten im Kampf ein Gefühl für die Größe. Arndt schreibt weiter: „Ich sage nicht, daß er der verruchte Bösewicht ist, wozu ihn manche in Hast machen. Er hat geherrscht, wo man diente, geboten, wo man nachgab . . . in wilder Natur fährt er dahin und durch Zufall kann selbst das töricht werden, was nicht einmal töricht gemeint ist. Man kann über den Mann wahrhaftig noch nicht aburteilen. Er hat noch nie ein würdiges und anhaltendes Gegengewicht gefunden . . . Die Natur, die ihn geschaffen hat, die ihn so schrecklich wirken läßt, muß eine Arbeit mit ihm vorhaben, die kein anderer tun kann." So redet er von dem erhabenen Ungeheuer, dann aber fragt er: „warum erbleicht ihr, warum flieht ihr, warum zittern stolze Männer vor dem kleinen Mann?"

Warum erbleicht ihr vor dem kleinen Mann? Mit dieser Seelenfrage beginnt der Freiheitskrieg. Um über den Zauber hinwegzukommen, müssen alle großen Seelenmächte aufgerufen werden. Schleiermacher predigt das Gotteswort: fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten und die Seele nicht vermögen zu töten! Fichte rollt seinen Welt- und Ewigkeitsglauben auf, um kleine Gemüter über die Angst herauszuheben. Stein ruft die Jugend, die noch nicht unter der Tatsachenfurcht leidet. In den Kirchen wird vom heiligen Krieg

gepredigt. Die Russen küssen ihre Heiligenbilder und verfluchen den Schänder ihrer Anbetungsstätten. Jede seelische Tiefe wird aufgewühlt, jeder heimliche Gott wird öffentlich zu Hilfe gerufen. Arminius steigt aus der Grube, und Schillers Tell erscheint in den Wolken. So steht das Volk auf, das Volk.

Und die Fürsten und Staatsmänner lassen sich schieben. Oft erhebt sich Stein ganz allein in ihrer Mitte wie ein Prophet auf kahlen, harten Klippen. Er muß sie sozusagen einzeln napoleonsfrei machen. Überall, in allen Kanzleien leben auch noch in der Befreiungszeit Franzosenfreunde. In Wien und an allen Rheinbundhöfen hält man sich so, daß, wenn der Gefürchtete wiederkommt, man ihm gegenüber nicht ganz verloren ist. Noch beim Einmarsch nach Frankreich will immer die eine Richtung mit ihm verhandeln und nur den Soldaten, den Blücher, York und Bülow ist es zu danken, daß reiner Tisch gemacht wurde. So schwer ist es, einen wirklich sehr großen Menschen zu beseitigen.

Und wie wurden die Patrioten stark genug, um ihn zu umstellen? Indem sie von ihm lernten! Die von Stein beeinflußten Proklamationen des Zaren Alexander sind Nachbilder der Napoleonischen Anreden an die Völker. Der Zar kommt gerade wie er als Befreier, für Recht und Selbständigkeit, mit dem Sprachschatze der kaiserlich gewordenen Revolution. Wenn er anders gekommen wäre, hätten ihn die Völker nicht mehr verstanden, nachdem sie den Klang Napoleons in den Ohren hatten. Preußen mußte Reformen nach französischem Muster einführen, und seine Generäle mußten ihre Truppen nach Art des Gegners einüben; sie alle marschierten gegen Napoleon, aber nicht ohne ihn. So lebt er selbst während der Völkerschlacht von Leipzig drinnen und draußen, draußen aber ins Deutsche und Russische übersetzt.

So gedenken wir in diesen Oktobertagen 1913 auch dessen, der überwunden wurde. Manche heutigen Patrioten wollen das nicht leiden, nur um den Glanz unserer eigenen unver-

gänglichen Helden nicht zu schmälern, aber sie sind unnötig ängstlich. Sie vergessen, daß vorher erklärt werden muß, wie es kam, daß ganz Deutschland von Mainz bis Memel unterlag. Soll man sagen, daß sie alle vor einem Theaterspieler oder vor einem bloßen Korporal auf der Erde gelegen haben? Das würde keine Ehrung Deutschlands sein. Die allgemeine militärische und moralische Unterwerfung zwingt uns, den nicht klein zu zeichnen, der sie fertigbrachte. Und als dann der Umschwung kam, war er etwa deshalb geringer zu achten, weil die neue nationale Woge gegen einen Riesen anbranden mußte? Daß sie ihn werfen konnte, ihn, das ist ihre ewige Ehre.

1913

Die Bedeutung der Leipziger Schlacht

I.

Napoleon steigt und fällt als die letzte große Erscheinung der römisch-katholischen Weltpolitik. Daß er kein römischer Kirchenchrist gewesen ist, ändert daran nichts, daß er und seine Herrschaft auf französisch-italienischem, das heißt auf romanischem Boden erwuchsen. Gegen ihn standen der türkische Mohammedanismus, der englische und deutsche Protestantismus und das griechisch-katholische Rußland. Er wurde besiegt in Syrien vom Mohammedanismus, in Moskau vom griechischen Katholizismus und bei Leipzig und Waterloo vom Protestantismus. Das alles hat sich nicht ganz reinlich und restlos vollzogen, aber man braucht nur anzunehmen, daß Napoleon in einem dieser Fälle Sieger geblieben wäre, um die religionsgeschichtlichen Folgen zu ermessen. Mit Recht haben die Priester der von ihm bedrängten Konfessionen die Volkserhebung gegen ihn gepredigt und ihn einen Sohn des Teufels genannt.

Vor etwa sieben Jahren hörte ich im Dome von Florenz eine Rede zugunsten des Papsttums von einem Professor und Doktor der katholischen Theologie, deren Hauptinhalt war: Der größte aller Menschen, Napoleon, hat das Papsttum wieder zu Ehren gebracht, weil er einsah, daß es für die Welt nötig sei! Dieser Mann dachte von seinem Standpunkt aus richtig. Dem widerspricht auch nur scheinbar, daß in Spanien, Tirol und einigen deutschen Gebieten gute Katholiken sich von Napoleon nicht wollten beugen lassen; sie kämpften als Katholiken den innerkatholischen Kampf früherer Jahrhunderte weiter, in denen nicht Paris, sondern Wien und Madrid die Hofburgen des Glaubens gewesen waren.

Die Halbheit der Wiener, Münchner und Dresdner Fürstenpolitik hängt irgendwie auch mit der Konfession dieser Höfe zusammen. Dasselbe ist bei der polnischen Napoleonspolitik der Fall. Was aber schließlich den Russen, Preußen und Engländern ihren Opfermut bis zum äußersten gab, war der Hintergrund einer anderen Lebensgesinnung; sie waren grundsätzlich nicht römisch.

Man soll dagegen nicht einwenden, daß auch die protestantischen Fürsten im Rheinland und Preußen es an Widerstandskraft gegen Napoleon haben fehlen lassen. Die Tatsache selbst zwar ist nicht zu bestreiten, doch diese Fürsten wurden von ihren Bevölkerungen dann vorwärtsgetrieben, die Bevölkerungen aber standen in jenen Zeiten viel mehr unter religiösen Einwirkungen als heute. Das Volk wußte sehr wenig von Politik, kannte aber seinen Glauben. Freiherr vom Stein rechnet bei allen seinen Erhebungsplänen immer mit den evangelischen Geistlichen, denn der Volkskrieg in Preußen war ohne sie damals undenkbar.

2.

Der Freiheitskrieg gegen Napoleon war aber gleichzeitig die deutsche Revolution. England hat seine Revolution in der

Mitte des 17. Jahrhunderts gehabt, Frankreich erlebte die seinige vor Napoleon. Diese beiden Nationen hatten ihre Staatseinheit schon gefunden, ehe bei ihnen die innerpolitische Machtfrage gestellt wurde. Sowohl die englische wie die französische Revolution war ein Verschiebungsvorgang innerhalb eines bereits gewordenen Körpers. Anders lag die Sache in Deutschland. Hier fehlte die Staatseinheit und darum die Zentralstelle für den innerpolitischen Kampf. In England und Frankreich wird je ein König hingerichtet, um damit ein altes System endgültig zu brechen. In Deutschland hat dieser Akt nie stattgefunden, und zwar nicht nur, weil unser Volk ehrfurchtsvoller und geduldiger ist, sondern vor allem auch deshalb, weil es kein zentrales deutsches Haupt gab. Der österreichische Herrscher legte die Kaiserkrone nieder, als der Sturm kam, und war ja auch wirklich nicht der Mittelpunkt des ganzen alten Systems im deutschen Gebiete.

Es ist vielleicht nicht völlig unnütz, sich die deutsche Entwicklung einmal ohne Napoleon zu denken. Setzen wir den Fall, Napoleon sei bei der Rückkehr von Ägypten in die Hände der Engländer gefallen! Was würde dann aus Deutschland? Es ist nicht leicht zu sagen. Eine direkte Einwirkung der französischen Revolution auf Deutschland war zwar vielfach vorhanden, hätte aber sicher nicht ausgereicht, um etwa Gemeindeselbstverwaltung, Fronablösung und Aufhebung der Leibeigenschaft in Preußen durchzusetzen. Das deutsche kleinstaatliche Mittelalter wäre noch länger weitergegangen. Irgendwann freilich würde wahrscheinlich auch ohne Napoleon die alte Herrschaftsmechanik gebrochen sein, aber wann und wie?

Mit Napoleon und durch ihn begann die deutsche Revolution als ein von außen hereingetragener Vorgang, und im Freiheitskrieg gegen ihn wurde sie dann ein eigenes deutsches Geschichtserlebnis. Dadurch aber war diese deutsche Revolution zu überlastet, um sich ganz auswirken zu können; sie war gleichzeitig äußere und innere Politik, gleichzeitig ein militärisches und ein staatsrechtliches Problem. In einigen

ſtarken Köpfen, vor allem in dem des Freiherrn vom Stein, blieb zwar die ganze doppelte Aufgabe lebendig: militäriſcher Sieg mit Aufrichtung einer nationalen Verfaſſung. Er war der nationalſte Mann und hieß gleichzeitig ein Jakobiner. Ähnlich ſtand es bei Scharnhorſt und Arndt, auch bei Fichte und Schleiermacher. Aber für die Menge der Deutſchen war die doppelte Aufgabe zu verwickelt. Man ſchlug den Napoleon und ging wieder nach Hauſe. So kommt es, daß wir eine halbe Revolution gehabt haben, zu ſchwach, um einen deutſchen Nationalſtaat zu ſchaffen, aber doch ſtark genug, um eine ſpätere eigene nationale Revolution nach engliſchem und franzöſiſchem Muſter auszuſchalten. Das Jahr 1848 war der vergebliche Verſuch einer franzöſiſchen Revolution auf deutſchem Boden, vergeblich, weil die große ſeeliſche Spannung bereits 1806 bis 1813 verbraucht war. Die Folge von dem allen iſt der Staatszuſtand von heute: ein Deutſches Reich mit einzelſtaatlichem Unterbau ohne einheitliches Bürgerrecht. Bismarck hat auf der vorhandenen Grundlage gemacht, was er konnte, aber es fehlt viel an Arndts ganzem freien deutſchen Vaterlande.

3.

Die Leipziger Schlacht war ein internationaler Vorgang, eine Umſchaltung aller europäiſchen Machtverhältniſſe. An ihr beteiligten ſich Truppen vom Ural bis zu den Pyrenäen, Könige von Schweden bis Neapel, Anhänger aller überhaupt vorhandenen chriſtlichen Konfeſſionen. In den überfüllten Leipziger Spitälern ſeufzte das zerſchoſſene Menſchentum in faſt allen Sprachen des Erdteils. So international war weder die Schlacht von Auſterlitz noch irgendeine andere Schlacht der Weltgeſchichte.

In die internationale gewaltige Schlacht von Leipzig aber zogen die Deutſchen, um dort eine Nation zu werden. Um dieſes Zieles willen wechſelten die Sachſen und Württemberger ihre Front. Die Deutſchen glaubten, durch Hilfe der

Russen, Schweden und Ungarn und mit englischem Gelde eine deutsche Nation zu werden. Das war das beinahe Übermenschliche im Glauben jener Helden, und man muß sich wundern, daß es so gut gegangen ist, wie es ging.

Es hätte vieles noch viel schlechter gehen können. Schon militärisch konnte auch der Feldzug von 1813 verloren gehen und wäre wohl verloren gegangen, wenn Blücher nicht den Zug über die Elbe gemacht hätte. Es ist falsch, gerade diesen wichtigsten Sieg für eine Naturnotwendigkeit zu halten. Man vergesse nicht, daß Napoleon wenige Monate vorher Herr der halben Provinz Schlesien war! Aber auch auf Grund des vereinten Sieges war der völlige Sturz Napoleons im Oktober 1813 noch nicht gewiß, denn selbst noch im Januar 1814 war es zweifelhaft, ob die russischen und österreichischen Truppen nach Frankreich einmarschieren wollten. Der russische Zar ist von der Weichsel bis nach Paris geschoben worden, ohne daß direkte russische Interessen ihn nötigten, weiter vorzugehen. Hätte er Polen besetzt und dann haltgemacht, was wäre wohl aus Deutschland geworden?

Unser Volk, sonst oft vom Mißgeschick verfolgt, hat in dieser letzten äußersten Not die gütig waltende Hand der Vorsehung gespürt. Vieles, was die deutschen Fürsten und Staatsmänner bereit waren zu opfern, ist uns dennoch erhalten geblieben. Das trifft besonders zu in Hinsicht auf Dänemark und England. Die verbündeten Fürsten waren bereit, Hamburg und Bremen an Dänemark zu opfern, wenn es in den Bund eintreten wollte. Unser Glück, daß das nicht geschehen ist! Und die deutschen Fürsten versprachen den Engländern die hannoversche Herrschaft. Unser Glück, daß nachher das verschiedene Erbrecht die Länder teilte! Wie würde die deutsche Einheit möglich gewesen sein mit einem dänischen Hamburg und einem englischen Hannover?

Ein Glück war es auch, daß Rußland so viel polnisches Land forderte, so daß Preußen wieder mehr deutsches Gebiet als Entschädigung verlangen mußte. Das war damals für den

Nationalsinn höchst beschwerlich, denn Sachsen wurde zerstückelt, und der innerdeutsche Länderschacher ging weiter, aber im anderen Falle wäre überhaupt keine führende innerdeutsche Macht dagewesen.

Wer das alles überlegt, der versteht den großen Abstand zwischen der nationalen Hoffnung und dem, was selbst im besten Falle erreicht werden konnte. Die Kämpfer von Leipzig haben später vielfach voll Groll und Unmut ihr Gewehr an die Wand gehängt, weil die Diplomaten und Federfuchser ihr heiliges Werk verdorben hatten. Wofür hatte man bei Möckern, Liebertwolkwitz und Wachau dem Tode ins Angesicht geschaut, wenn dann kein wirkliches Deutschland zustande kam? Das ist das Tragische im Leben jener Generation. Sie brachte ihre Opfer auf dem Altar für das noch nicht existierende Vaterland. Die Opfer waren nicht umsonst, aber langsam nur wuchs die Leipziger Saat.

4.

Gerhart Hauptmann läßt gegen Ende seines Breslauer Festspieles eine der Mütter sagen: „Soldatenpflicht hin, Soldatenpflicht her; gebt mir meinen Sohn! Wo ist er?" Das wird auch nach der Leipziger blutigen Schlacht in vielen Städten und Dörfern der Ton der Mütter gewesen sein. Wer will es ihnen verdenken, wenn sie nicht ohne weiteres sich von der Weltgeschichte wollten trösten lassen? Sie wußten, was sie verloren hatten, während das, was damit im besten Falle gewonnen werden konnte, hoch und fern über ihnen lag. Diese Mütter ahnten noch kaum etwas vom Volk als einem großen heiligen Leben. Woher sollten sie in ihrer kleinstaatlichen Kleinstädterei so etwas wissen? Was sie besaßen, war Pflichtgefühl, Gottvertrauen und Ergebung ins Unvermeidliche. Damit hatten sie ihre älteren Söhne nach Jena und Auerstädt geschickt und ihre jüngsten Kinder nach Moskau und Leipzig. Es mußte sein, wer mochte es ändern?

Über und zwischen diesen Geduldigen regte sich aber dieses Mal doch noch ein anderes Geschlecht, das es früher kaum jemals gab, ein Geschlecht der Kriegsfrohen, der Todesverächter und Franzosenfeinde um jeden Preis. Diese waren das Salz der deutschen Erde, die Retter der Erhebung, die Wecker der Schlafenden, die Fackelträger in der tiefsten Nacht des Deutschtums. Seit der Zeit des Schmalkaldischen Bundes hatte es so viel bürgerliche Kriegsbegeisterung wohl nicht gegeben, weder im Dreißigjährigen noch im Siebenjährigen Kriege. Der Krieg gegen Napoleon erschien gerade den freiesten und hellsten Augen als dringend nötig, mochte daraus werden, was wollte. Es war unter Umständen der letzte deutsche Krieg! Der Selbsterhaltungstrieb der Nation wurde sichtbare Tatsache. Das große Ich beherrschte das kleine Ich. Der kategorische Imperativ ward Fleisch und Blut. Menschen wurden aus langer Kleinheit heraus zu Helden. In den Briefen von Blücher und Gneisenau wiederholt sich beständig der freudige Stolz über ihre Truppen. Es lag Kern und Mark in der deutschen Rasse, sobald man sie nur frei zuschlagen ließ. Das Volk stand auf, das heißt: es merkte, was in ihm war.

Damit kam ein neuer Zug ins deutsche Wesen. Es genügt nicht, wenn wir sagen, daß der Nationalsinn erwachte, denn mit diesem Wort ist leider zuviel offizieller Unfug getrieben worden. Es entstand ein deutscher Wille zur Selbständigkeit, etwas Demokratisches und Selbstgewisses. Die Männer, die das gewaltige Würfelspiel auf den Leipziger Feldern mitgemacht hatten, waren von da an keine Kinder mehr. Sie hatten über die Fürsten ihre eigenen Gedanken und glaubten an höhere Mächte oberhalb der Gekrönten. Die Leipziger Kämpfer kehrten im folgenden Jahre in ihre Dörfer zurück: Wir haben den Napoleon geworfen! Wir! Diese seelische Erhöhung blieb trotz der Halbheit des Erreichten, sie blieb mitten im Groll und wurde eine Grundlage für späteren Aufstieg.

Das alte Volk vor der Napoleonszeit war ein Untertanen-

volk. Als solches wurde es von Fürsten und Predigern erzogen: seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat! Jetzt aber hieß es: werft die Obrigkeit hinaus, die Gewalt über euch hat, denn sie ist nicht von Gott! Vor kurzem erst wurde dem Volke gesagt: ihr müßt eure Söhne nach Moskau schicken, denn euer König ist mit Napoleon verbündet! Jetzt aber läuten mit einem Male alle Glocken: macht euch los vom bisherigen Herrn der Welt, nehmt Schwert und Heugabel, werft sie hinaus! Damit zerbrach der alte anerzogene Untertanenverstand. Der alte Katechismus reichte nicht mehr. Arndt mußte einen neuen Katechismus schreiben. Und wie hat er ihn geschrieben!

5.

Hundert Jahre sind seit der Leipziger Schlacht verflossen. Welch ein Jahrhundert! Das deutsche Volk hat sich verdreifacht, Frankreich aber hat sich nie ganz von Leipzig und Waterloo erholt. Der Krieg von 1870 war ein später Versuch, nochmals den Tanz zu wagen, unser deutscher Sieg aber bei Sedan wurde die Wiederholung der Leipziger Schlacht ohne fremde Hilfe. Von da an ruft Frankreich den Zaren: geh du voran!

Welch ein Jahrhundert! Es begann, als sei alles wieder wie vor dem Einbrechen des Unholdes. Die Fürsten zogen wieder ein und behielten dabei, wenn es ging, das, was ihnen Napoleon geschenkt hatte. Sie erwarteten, daß aller große Spuk vorüber sei, und bestraften die unruhigen Geister. Aber so einfach war es nicht, die Geister der Erschlagenen und der Überlebenden zu bannen. Die freie Luft war einmal dagewesen, der Sturm hatte über das Land hingebraust: Steh auf!

Der blinde Glaube an das geschichtlich Gewordene war gebrochen. Dazu kam, daß der große Techniker Napoleon nicht vergeblich Straßen gebaut und Rekruten einexerziert hatte. Durch die Kontinentalsperre wuchs der eigene industrielle Trieb.

Durch die Kriegsschulden erhob sich der Kapitalismus. Die Riesenleistungen napoleonischer Heeresversorgung waren der Anfang größeren Handels. Man flickte die zerbrochenen Mauern und baute neue Häuser für neue Kinder.

Man hat es im Einzelfalle öfter gesehen, daß eine alte winklige Stadt durch einen großen Brand zu neuem Leben ersteht. In der Überwindung des Schuttes finden sich die Kräfte und bauen das Neue besser, als das Alte war. So ging es dem deutschen Volke: zerbrochen, aber nicht getötet, blutend, aber noch lebendig, so wagte es den Ansturm. Das ist es, was wir jetzt in Leipzig feiern. 1913

Anhang

In diesem Bande konnte nur eine Auswahl der Naumannschen Aufsätze vereinigt werden, die Charakteristiken enthalten. Die gebotene Unvollständigkeit soll einigermaßen ausgeglichen werden durch den Hinweis auf Arbeiten, Aufsätze und Notizen, die hier fehlen mußten.

Wir haben von den verschiedenen Aufsätzen über Bismarck den letzten, zusammenfassenden abgedruckt. Neben ihn treten eine Anzahl früherer Arbeiten: H. 1895, 13; Christlich-sozial 1896, 2. Heft; H. 1898, 32; Zeit, Wochenschrift 1903, 16; Zeit, Ztg. 1897, 77; H. 1914, 53; H. 1915, 13, 79; Kaiser Wilhelm I. wird H. 1897, 12, gewürdigt.

Oft sind die Probleme der Person und des Wirkens von Wilhelm II. behandelt: H. 1898, 31; Z. W. 1901, 1; Z. W. 1903, 20; H. 1905, 30; 1908, 45, 47; 1913, 25; Fürst Bülow: H. 1899, 24; Z. W. 1901, 6; Z. W. 1903, 18; H. 1905, 6; H. 1905, 50, 1907, 12; 1907, 50; 1908, 3; 1909, 10, 19, 26, 27, 28, 30; Posadowsky: H. 1907, 11, 27; Bethmann Hollweg wird zusammenfassend bei seinem Sturz H. 1917, 29 betrachtet. Die übrigen deutschen Staatslenker während des Krieges sind im Zusammenhang mit der politischen Lage behandelt: Michaelis H. 1917, 33; Hertling 1917, 49; Prinz Max 1917, 52. Von früheren deutschen Staatsmännern ist ein Aufsatz dem Postminister Stephan Z. Ztg. II, 84, und Rudolf v. Delbrück Z. W. 1903, 19, gewidmet.

Von den Schilderungen politischer Persönlichkeiten des Parteilebens sind vor allem die Aufsätze über die beiden Konservativen Rudolf Meyer Z. Zt. II, 61, und Frhr. v. Hammerstein H. 1905, 20, zu nennen, aus dem evangelisch-sozialen Gedankenkreis ein zweiter Wichern-Aufsatz H. 1908, 16, Ad. Wagner, Evangelisch-sozial 1905, 3/4, Ad. Harnack, Z. W. 1902, 5, Emil Frommel, H. 97, 45. Unter den liberalen Politikern sind außer den hier veröffentlichten Beiträgen nochmals besprochen: Schrader H. 1913, 19, und Th. Mommsen, Z. W. 1901, 13. In kürzeren Notizen wird anderer gedacht: Rickert Z. W. 1902, 6; Virchow

Z. W. 1902, 50; Heinrich Dohrn H. 1913, 41. Kurze Würdigungen denken an Fr. Engels H. 95, 33; Johannes Wedde, den Hamburger Sozialisten, H. 95, 22, und J. Jaurès H. 1914, 32.

Aus der Reihe der übrigen seien noch genannt: Viktoria von England Z. Ztg. II, 144, Peel H. 1908, 9; Papst Leo III. Z. W. 1903, 42; Delcassé 1905, 24 — hier handelt es sich um selbständige, abgeschlossene Artikel. Mehr gelegentlichen Charakter haben Bemerkungen über Goethe H. 95, 38, und Nietzsche H. 1900, 35.

Einige schöne Aufsätze sind zum Gedächtnis naher persönlicher Aufsätze geschrieben: Pfarrer Battenberg H. 1912, 13; Frau Kultur H. 1913, 4; Wolf Dohrn 1914, 7; G. v. Schulze-Gävernitz 1914, 39; A. Guttmann 1919.

Schon in den Vorbemerkungen ist auf die Betrachtungen in „Form und Farbe" hingewiesen. Während der letzten Jahre hat Naumann nicht mehr so viel über Kunst geschrieben, wie früher, aber von den Aufsätzen, die seitdem erschienen sind, muß der aber Lovis Corinth H. 1913, 6, genannt werden.

Die theologisch-religiöse Autobiographie, von der als einem Plane Naumann gelegentlich sprach, ist leider nicht geschrieben worden; aber man wird finden, daß das kleine Büchlein über Luthers Freiheit, das er 1917 herausgab, wertvolle Beiträge dazu enthält. Th. H.

2016. Berliner Buch- und Kunstdruckerei G. m. b. H., Berlin W 35 — Zossen

A 1000